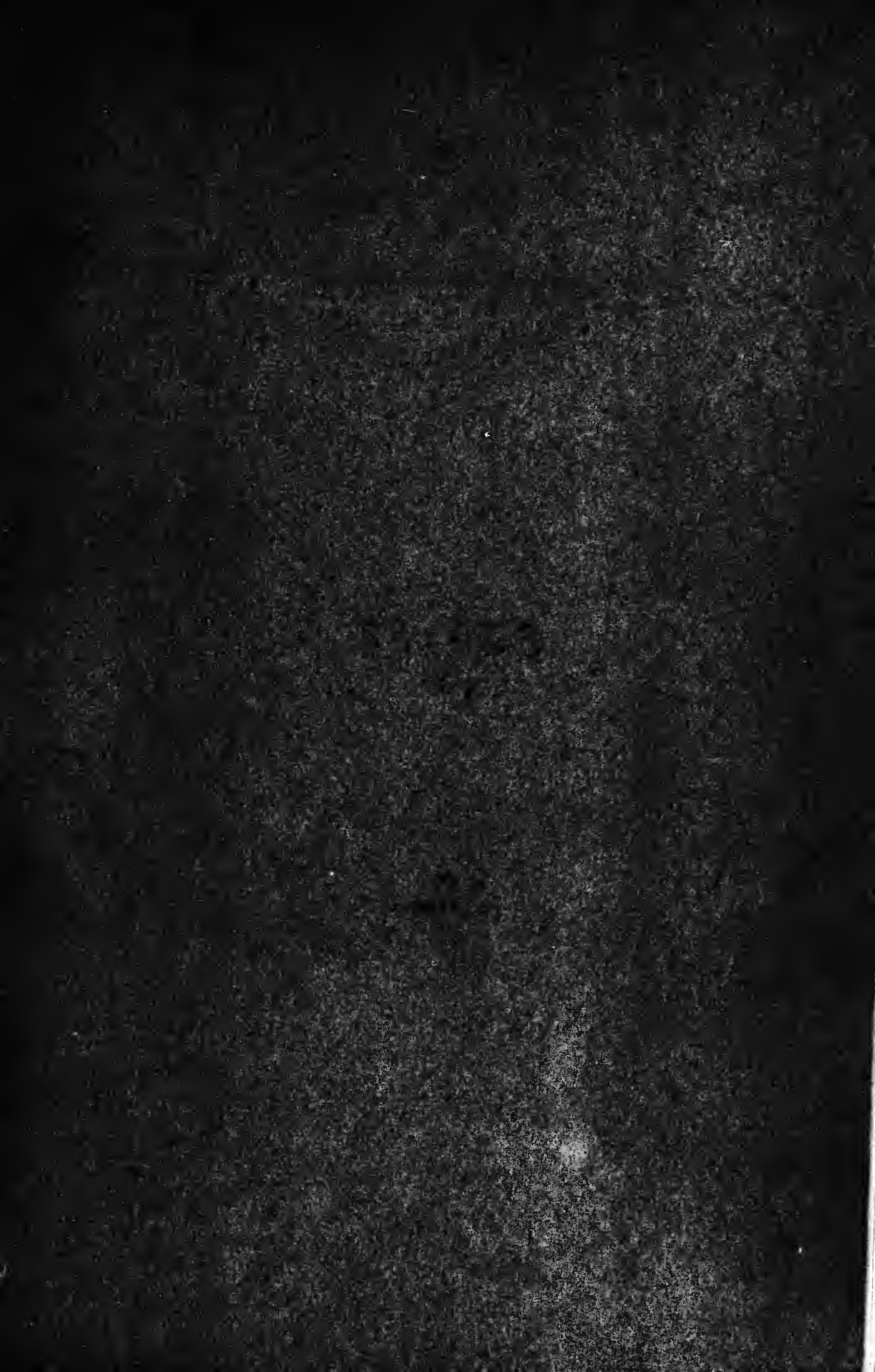


Fr. Th. Vischers „Auch Einer“

Eine Studie

von

Franza Feilbogen



Zürich

Druck und Verlag Art. Institut Orell Füßli

1916

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Diese Arbeit war eben abgeschlossen, als der Krieg begann. So ist sie liegen geblieben. Nun ist es vielleicht besser, nicht länger damit zurückzuhalten, zumal das Interesse für literarische Fragen auch nach Friedensschluß schwerlich gleich wieder in seiner vollen Lebhaftigkeit vorhanden sein wird.

An dem Text habe ich nichts geändert. Vischers Stellung zum Kriege kommt anläßlich der großen Entscheidungen, die er miterlebt hat, kräftig zum Ausdruck. Übrigens hat er in einem Vortrag „Der Krieg und die Künste" (Stuttgart 1872) die Frage auch theoretisch erörtert. Jedenfalls scheint es mir, daß dieser kernhafte, stramme Deutsche nicht schlecht in die Zeit paßt und daß es sein Gutes haben mag, an ihn zu erinnern. Schon weil er in den Tagen der jubelndsten Freude über die deutschen Erfolge immer vor Siegerübermut gewarnt hat.

Der Gedanke zu einer Arbeit über „Auch Einer" wurde mir in Paris gegeben. Und ich möchte es nicht unterlassen Herrn Prof. Andler meinen wärmsten Dank auszusprechen, sowohl für diese Anregung als auch für seine Hilfe. Beim Auffinden der Quellen besonders erfuhr ich durch sein reiches Wissen die größte Förderung. Wenn nun Charles Andler, der unvergleichliche Kenner deutscher Wissenschaft und deutschen Wesens, innerlich auch unser Feind geworden ist, so scheint mir das der deutlichste Beweis, daß jedes Ding auf Erden, und sei es auch noch so herrlich, seinen Schatten werfen muß, und daß es auf die Stellung des Beschauers ankommt, wenn er nur den Schatten sieht. Das wird aber wohl vorübergehen.

Vielleicht darf ich auch noch sagen, wie großzügig die P
Sorbonne alle Fremden und alle Lernbegierigen zur er
Arbeit willkommen hieß, so daß ich ihr die Möglichkei
Vertiefung meiner Studien verdanke, die ich anderwärts
Reifezeugnis kaum gefunden hätte.

Wenn ich so rückblickend allen jenen meinen Dank
spreche, die mir behilflich waren, wobei ich auch des lie
würdigen Entgegenkommens der Stuttgarter Landesbibl
und der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, des Sc
museums in Marbach, der Herren Professoren Fr. Mai
Tübingen und Walter Brecht in Wien nicht vergessen m
dann schiene es mir Unrecht, nicht auch meiner Dankes
für Fr. Th. Vischer zu gedenken. Nicht nur von dem
winn spreche ich, den die gründliche Kenntnis eines so
gezeichneten Menschen bedeutet, sondern auch von den W
zu denen mich die Beschäftigung mit ihm und seinem V
führte und verführte. Wie viele Stunden schöner Arbeit
danke ich ihm, und wenn es mir gelungen ist, ein klein
von dem eigenen Gewinn für meine Leser zu sammeln,
wird auch ihre Mühe nicht vergeblich gewesen sein.

Franza Feilbogen (Wie

Zürich, April 1916.

I.

Einleitung

Ein sonderbares Buch!

„Auch Einer“ und „Eine Reisebekanntschaft“ als Untertitel.

Ein Satzteil als Titel, ein energisch stoßender Ausruf, vielleicht ironisch oder sarkastisch gemeint, eine Beziehung von der man nicht weiß, worauf sie sich bezieht. Wir schlagen das erste Blatt auf, um uns die Erklärung zu holen und lesen:

„Auch Einer
von denjenigen nämlich . . . . kurz, man versteht mich.

Wer es darf, hebe den ersten Stein gegen ihn auf! Ich meinesteils gedenke es nicht zu tun.“

Man versteht natürlich ganz und gar nicht. Im ersten Moment fühlt man sich ein wenig geschmeichelt von der superioren Intelligenz, die einem der Autor zumutet; dann aber, wenn anders man nur ein bißchen an Selbstkritik gewöhnt ist, gesteht man sich seine Ratlosigkeit, angesichts so rätselhafter Zeichen, und endlich löst man sich aus dem Hin- und Herwogen des Gefühls durch ein befreiendes Lachen.

Damit hat der Autor wohl erreicht, was er wollte. Er hat unsere Neugierde geweckt, uns geärgert, uns lachen gemacht. Wer diese Mischung nicht leiden mag, der lege das Buch nur gleich aus der Hand. Wer sich aber dadurch eher angezogen fühlt, der wird reichlich belohnt werden und seine Erwartungen übertroffen finden.

Denn unter der unscheinbaren Maske eines humoristischen Scherzes — Capriccio oder Novelle möchte es der Autor am liebsten genannt wissen — birgt sich ein wahres Lebensbuch, das hell in alles Menschliche hineinleuchtet. Und es ist auch

wirklich das Buch eines Lebens. Ein tiefsittlicher Mensch, der sich als auch einer in der Masse fühlt, dem nichts Menschliches fremd ist, wenn er auch in seinen geistreichen Eigenheiten mitunter die Narrheit streift, wird geschildert und sein Leben vor uns aufgerollt. Und dieser Mensch ist niemand anderer als Fr. Th. Vischer selbst.

Also eine Selbstbiographie, Konfessionen, eine Lebensgeschichte? Weit gefehlt. So einfach geht es bei Vischer nicht zu. Er hat seinem Helden seine eigenen Züge geliehen, aber er hat diese durch stark aufgelegte Farbe verwandelt, sich selbst gewissermaßen karikiert und sich dadurch von sich selbst befreit. Alle Dinge, unter denen er schwer gelitten hat, stellt der Siebzigjährige dar und hat die Größe, sie — und damit sich selbst — dem Lachen preiszugeben. Keineswegs aber ist es sein eigenes Schicksal, welches der Dichter seinen Helden Albert Einhart (oft abgekürzt A. E. — Auch Einer, vielleicht auch Alter Ego) erfahren läßt. Damit steht es ganz merkwürdig. Im Leben Vischers gibt es kein größeres Geschehen, das nicht im Buche seine Spuren gezogen hätte — aber andrerseits deckt sich kein einziges wichtiges Erlebnis des Helden genau mit dem Lebensgange Vischers. Es handelt sich also um eine durchaus freie Umdichtung des eigenen Schicksales und Menschen, keine Abschrift, wie sie der Naturalismus so gerne gibt. Um uns durch ein Beispiel verständlich zu machen, sei des Umstandes gedacht, daß Albert Einhart seiner bürgerlichen Stellung nach „Vogt" ist, ein höherer Polizeibeamter, also nicht wie Vischer selbst einem gelehrten Berufe angehört. Doch ist dieses Amt nicht ganz willkürlich gewählt; unter den Vorfahren Vischers waren Amtmänner, Räte, Pfarrer und Vögte und seine eigene herrschgewandte, pädagogische Natur hätte es ihm wohl manchmal wünschenswert erscheinen lassen, mit autoritativer Vollmacht einschreiten zu dürfen.

Diese wenigen Andeutungen gestatten uns, schon jetzt, die neckenden Rätsel des Titels mit einiger Zuversicht zu lösen. Auch

ein Mensch — würden wir sagen — einer von denen, die mitten im Kampfe stehen, die Glück und Qual des Daseins am eigenen Leibe empfunden haben, und die durch Handeln schuldig geworden sind: wer sich frei von Schuld fühlt, hebe den ersten Stein gegen sie auf!

Dann wird aus der Reise das Leben, und die anscheinende Marotte des Helden, seiner Reisebekanntschaft, trotz herzlicher Sympathie und gemeinsamer starker Erlebnisse, seinen Namen eigensinnig zu verschweigen, bekommt einen ernsten Sinn. Unwesentlich der Name, ohne Bedeutung das Einzelwesen überhaupt, das vergängliche, so furchtbar an der Materie leidende. Das wahre Sein ist nur in und mit der Gesamtheit, die als solche die Unvollkommenheit des Individuums ergänzt und ausgleicht und die allein das Große schaffen kann. — Damit haben wir eine von Vischers grundlegenden Ideen entdeckt. Ihn selbst darzustellen in seinem Leben und, soweit dies zum Verständnis von „Auch Einer" notwendig ist, in seinen Werken, soll unsere erste Aufgabe sein. Wir müssen Vischer genau kennen, um zu beurteilen, ob und wieweit er in seinem Helden steckt oder sich hinter ihm versteckt.

Diese Aufgabe wird uns leicht und schwer gemacht. Leicht insoferne, als es wenig Autoren gibt, die so sehr und durchaus sie selbst gewesen sind, wie Friedrich Vischer. In seinen rein wissenschaftlichen Werken sogar guckt in irgendeinem Moment der bekannte energische Kopf heraus, an dessen Identität man nicht zweifeln kann. Auch besitzen wir eine Selbstbiographie Vischers, [1]) zu deren Ergänzung einige Essais dienen können, mit persönlichem und biographischem Gehalt. [2]) Eine Anzahl Briefe wurden, teils von Vischers Sohne Robert, teils von den Freunden, an die sie gerichtet waren, herausgegeben. Es wurden

[1]) „Mein Lebensgang" „Altes und Neues" 3. Heft. Stuttgart 1882.

[2]) Dr. Strauß und die Wirtemberger. Krit. Gänge 1844. Eine Reise. Ein Schützengang. Ein Gang am Strande. Krit. Gänge. Neue Folge 1860—1873.

auch von Freunden und Zeitgenossen Erinnerungen veröffentlicht, wertvolle Bausteine zu einer einstmaligen Biographie. [1]) Aber die eigentlichen Materialien, die zu einer solchen nötig wären, sind noch zu erwarten: der persönliche Nachlaß Vischers ist noch nicht freigegeben. Erst aus diesem wird man mit Sicherheit entnehmen können, was in „Auch Einer" Wahrheit, was Dichtung ist. Bis zur Eröffnung dieser Quelle sind wir auf Vermutungen angewiesen.

Wir halten uns in der nachfolgenden kleinen Lebensskizze vorwiegend an Vischers eigene Aufzeichnungen und Briefe.

---

[1]) Ilse Frapan: Vischer-Erinnerungen, 1889, Berlin, etwas unkritisch enthusiastisch.

J. E. v. Günthert: Fr. Th. Vischer, Stuttgart 1889, bietet wertvolles Material für die Kenntnis des Menschen Vischer.

O. Keindl: Gedenkblätter zur Jahrhundertfeier seines Geburtstages (Prag 1907) enthält nebst Vischers Porträt und einigen Briefen aus seiner Jugend eine Aufzählung seiner Schriften.

Wilhelm Lang: Deutsche Rundschau, 1889.

Richard Weltrich: Allgemeine Deutsche Biographie, 1896.

Vortreffliche biographische Quelle.

II.

Fr. Th. Vischer

Leben — Werke — Persönlichkeit

Friedrich Theodor Vischer ist am 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg in Württemberg geboren. Dieses Städtchen mit seinen weiten, geradlinigen Straßen und Alleen ist das Kunstprodukt einer Herrscherlaune und war im 18. Jahrhundert der Schauplatz glänzender Feste. Spätere Fürsten wurden des Aufenthaltes müde; und leer und öde dehnen sich seither die gleichförmigen Wege. Man staunt, wenn man gelangweilt durch die eintönigen Straßen schleicht, so zahlreichen Erinnerungszeichen zu begegnen, die Zeugnis geben von der stattlichen Anzahl bedeutender Männer, die diese kleine Stadt der Welt geschenkt hat: Justinus Kerner, den romantischen Mystiker, sowie Mörikes zarte Poetenseele; und als Altersgenossen Vischers den scharfen Analytiker David Fr. Strauß.

Vischer sollte nicht lange dort verweilen. Sein Vater, ein freigesinnter, protestantischer Theologe, dessen liebende Strenge dem Sohne in dankbarer Erinnerung geblieben ist, starb im Jahre 1814 im Alter von 45 Jahren am Lazarettyphus, den er sich in treuer Pflichterfüllung zugezogen hatte. Er war ein leidenschaftlicher Gegner Napoleons und fühlte tief die Schmach des Rheinbundes, dessen Auflösung durch die Schlacht bei Leipzig er eben noch erleben durfte. [1])

[1]) Unter den Vorfahren Vischers war mancher eng mit den Schicksalen des Vaterlandes verknüpft. Ein herzoglicher Oberrat Joh. Vischer († 1705) wurde im Jahre 1693 einige Monate als Geisel in Straßburg zurückgehalten. Des großen Nürnberger Erzgießers des 15. Jahrhunderts, Peter Vischers, hat unser Autor gern als seines Ahnen gedacht, doch konnte er für diese Abstammuug keine urkundlichen Beweise entdecken.

Nach dem frühen Tode des Vaters, blieben seine drei Kinder unter der Obhut der Mutter[1]) zurück, die mit ihnen nach Stuttgart übersiedelte. Friedrich, das jüngste von ihnen, besuchte das Gymnasium. Dort wurde Latein gut gelehrt, der Realunterricht aber aufs grausamste vernachlässigt. Vischer erzählt, daß die Schüler niemals eine Landkarte zu Gesicht bekamen und nie mit den Himmelsgegenden bekannt gemacht wurden. So unglaublich uns dies auch erscheinen mag — die Frage, in welchen Fluß der Neckar sich ergieße, ihr Neckar, der an Stuttgart vorüberfließt, hätte sie in die größte Verlegenheit gebracht.

Frühzeitig kam Vischer mit Künstlern in Berührung. In ihren Ateliers besuchte er den Bildhauer Dannecker, den Freund und Darsteller Schillers, die Maler Hetsch und Eberhard Wächter. Letzterer war der Berater seiner Mutter bei dem Entschluß, dem Jungen, der frühzeitig Neigung und Talent zum Zeichnen verriet, nicht die Kunst als Beruf zu geben. Die wenig bemittelte Frau empfand es als Erleichterung, ihren Sohn zum Theologen zu erziehen, wobei ihr die dazu bestimmten Seminare die Sorge für Unterricht und Pflege des Knaben abnahmen. Dieser Beschluß war bedeutungsvoll für die ganze Entwicklung Vischers. Im Alter von 14 Jahren kam er fort aus dem Mutterhaus, um fern von jedem weiblichen Einfluß in einer Anstalt mit gemildert-klösterlichem Charakter, die Jahre intensiver geistiger Entwicklung zuzubringen.

Über die entscheidende Wirkung dieser Jahre auf sein ganzes Wesen hat sich Vischer wiederholt ansgesprochen: „Ich gäbe etwas darum, in der Familie aufgewachsen zu sein, da hätte sich die Menschheit in mir freier und besser entwickelt"; während er nunmehr ein Mensch geworden sei, „in Kutten und Klöstern aufgewachsen, brütend, grübelnd in sich, unfertig, immer skeptisch"[2]). Das, was dem also Erzogenen an Menschen-

[1]) Christiane geb. Ständlin aus Stuttgart.

[2]) An Märklin 14. Dez. 1840. Süddeutsche Monatshefte 1907.

kenntnis, Weltbildung, Sicherheit in der Form, an „Humanität“ abgehe, könne niemals nachgeholt werden. Er sprach dann wohl auch von dem Guten, das er seiner eigenartigen Jugend verdanke und schätzte ganz besonders die herzlichen Freundschaftsbeziehungen, welche ihn durchs Leben begleiteten. Wir glauben, daß der strengen Erziehung in erster Linie seine starke Selbstzucht zu verdanken ist. Wenn trotz aller Leidenschaftlichkeit seines Willens dieser immer Ordre parieren mußte und der Verstand niemals die Oberherrschaft an ihn abgab, so hat der Mann geübt, was der Knabe in früher Gewöhnung an Härte und Entsagung gelernt hatte. Auch seinen starken Bürgersinn mag das Leben in kameradschaftlicher Gemeinschaft gebildet haben.

Andrerseits begreift man es nur im Hinblick auf diese Jugend, daß die Mutter so gar keine Bedeutung für Vischers Leben und Dichten gewinnt, trotzdem er von ihr als einer „weichen, grundguten, empfänglichen, begabten Frau voll lebendigen Interesses für Kunst und Poesie“ [1]) spricht. Man muß nur an Gottfried Keller denken, den andern Sohn einer Witwe, der in so vielen Zügen an Vischer erinnert, um sich klar zu machen, wie verschieden die äußeren Umstände der Erziehung in beiden Fällen gewirkt haben mögen. So war Vischer wohl auch zur Ehe verdorben, da er an ein Leben in weiblicher Umgebung durchaus nicht gewöhnt war, auch die Leichtigkeit im Umgange mit Frauen niemals erlernen konnte.

Die Lebensweise im Seminar zu Blaubeuren war wirklich nicht für Muttersöhnchen gemacht. Im Sommer um 5, im Winter um 5½ Uhr aus den Federn getrieben, mußte er den ganzen Tag über einer strengen Einteilung folgen; selbst Sonntags gab es außer dem Gottesdienst noch einige religiöse Unterrichtsstunden. Der Wirtshausbesuch wurde mit Karzer belegt. [2])

---

[1]) Mein Lebensgang, S. 253.

[2]) „Christian Märklin“ von D. Fr. Strauß.

Wenn sich Vischer trotz dieser strengen Führung in Blaubeuren sehr glücklich fühlte, und noch in seinem späten Alter den Ort mit gerührter Erinnerung aufsuchte, so ist dies seinen geistvollen Lehrern und den ungewöhnlich begabten Mitschülern seines Jahrganges zu verdanken. Man sprach von ihnen schlechtweg als von einer „Geniepromotion". [1])

Der Unterricht dieser vielversprechenden jungen Schar war in den besten Händen. Unter ihren Lehrern war ein Mann wie Ferd. Chr. Baur, der seine große bibelkritische Entdeckung noch nicht gemacht hatte, der aber als Charakter und Persönlichkeit begeisternd auf die Jugend wirkte, eine wahrhaft sittliche Kraft.

Dazu kam noch der freundschaftliche Verkehr, mit einigen Familien des Ortes und deren Töchtern, welche ihre natürliche Bestimmung als Gegenstand stürmischer Gymnasiastenliebe erfüllten. Vischer erzählt lustig, wie er und seine Kollegen die Namen der Geliebten auf ein Papier geschrieben und verschluckt hätten, was jedenfalls als eine originelle Form gelten kann, in der ein Mädchen ganz in dem Geliebten aufgeht. [2])

Der reizende, romantisch gelegene Ort gab einen passenden Hintergrund ab. Ganz von grünen Bergen umgeben, aus

---

[1]) Der hervorragendste von allen war David Friedrich Strauß, der durch sein „Leben Jesu" die Bibelkritik erneuern und wahre Stürme entfesseln sollte; neben ihm Wilhelm Zimmermann, der Enthusiast und Lyriker, der Demokrat in der Nationalversammlung des Jahres 1848; ferner Gustav Pfizer, gleichfalls Politiker und ein bedeutendes lyrisches Talent; der jung verstorbene, edle Christian Märklin, dem Strauß in einer Biographie ein schönes Denkmal gesetzt hat; eine Gruppe junger Leute, erfüllt von Enthusiasmus und tiefer Wahrheitsliebe. Alle bis auf einen, den liebenswürdigen Landpfarrer Julius Krais, sind ihrem Menschentum zuliebe aus dem geistlichen Stand ausgetreten; einige mußten ihrer Überzeugung wegen, auf Ausübung ihres Amtes dauernd oder vorübergehend verzichten. S. „Geniepromotion" von Herm. Fischer, Südd. Monatshefte 1907.

[2]) Ich werde aufmerksam gemacht, daß dieser Gebrauch bei manchen primitiven Völkern zu finden ist.

deren Wäldern schroffe Felsen hervorragen, liegt in einem lauschigen Kessel das alte Kloster und nicht weit davon ein tiefblaues, von Bäumen eingeschlossenes Wasserbecken, die Quelle eines Flüßchens, dessen Namen — die Blau — von dieser hübschen Naturerscheinung zeugt.

So vergingen in tüchtiger Arbeit und froher Jugendlust vier Jahre.

Weniger angenehm war den Studenten die Zeit, die sie im oberen Seminar in Tübingen verbringen mußten. (1825—1830). Der Zwang wurde den zu Selbstbewußtsein und innerer Selbständigkeit heranwachsenden Jünglingen zur Last und gar bitter wurde die Ausnahmsstellung den anderen Studenten gegenüber empfunden, welche nach Herzenslust reiten, fechten, schießen und den Burschenschaften angehören durften. Endlich regten sich damals die ersten religiösen Zweifel und es begann der bittere Kampf mit einem Glauben, dem Tradition und Umgebung so starke Waffen lieferten. Diese Zeit stürzte den jungen Vischer in tiefe Melancholie. In einer großen Leere fühlte er sich und die ganze Welt versinken und ohne Unterlaß grübelte er über dieses „Nichts". In seinen Gedichten aus jenen Tagen erklingt manch verzweiflungsvoller Ton:

„Mir ist als wär' ich selber Grau in Grau,
Zu viel der Farbe scheint mir selbst das Klagen,
Ob Leben Nichts, ob Leben Etwas ist,
Wie sehr ich sinne, weiß ich nicht zu sagen."[1])

Was Vischer als Gewinn aus diesen Jahren teilweise unfruchtbarer Arbeit empfunden hat, war seine tüchtige philosophische Schulung und seine gründliche Vertrautheit mit der Geschichte der Kirche, die ihm späterhin die felsenfeste Überzeugung von der Vergänglichkeit ihrer Dogmen und eine heftige Abneigung gegen ihre Kampfmethode einflößte.

Inzwischen war aber Vischer noch in voller Gärung, ohne jede innere Klarheit. So trat er nach gut bestandenem Exa-

[1]) Aus „Das graue Lied", S. 11, Lyrische Gänge.

men sein Vikariat im Dorfe Horrheim an (1830), wo er als Geistlicher ein Jahr lang amtierte. „Ich predigte, katechisierte, reichte das Abendmahl, taufte, traute“, erzählte er in seiner Lebensgeschichte. Es ist nicht überflüssig, sich das vor Augen zu halten. Vischer hat nicht nur Theologie studiert, sondern auch eine Zeitlang als Geistlicher gewirkt; es hat immer ein Stück Prediger in ihm gesteckt. Neben dem geborenen Menschenerzieher und geistigen Menschheitsführer wohnt ein Pedant und Schulmeister. Wenn Vischer z. B. einen Artikel schreibt „Über Podoböotismus oder Fußflegelei“ (auf der Eisenbahn)[1] so kann uns weder die geistvolle Behandlung des Gegenstandes, noch die billige Weisheit von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen verhindern zu finden, daß seine Feder zu gut für solche Dinge ist. Nur seine Entwicklung kann uns diese Absonderlichkeiten verstehen lehren.

Die ganze Zeit über hatte das Studium der Philosophie den Freundeskreis stark beschäftigt. In Tübingen schon waren die wissenshungrigen jungen Männer von Kant über Fichte zu Schelling vorgedrungen und hatten sich von dessen großartigem Pantheismus und seiner monistischen Weltauffassung begeistern lassen. Durch Schleiermacher wurden sie zu Spinoza geführt, um dann endlich in Hegel ihren geistigen Erlöser zu begrüßen. Schien dieser doch den Ausweg aus den Gewissensskrupeln gefunden zu haben, welche die jungen Zweifler in der Ausübung ihres theologischen Amtes quälten. Nach Hegel hat die Religion als Symbol denselben Inhalt wie die Philosophie als Wissenschaft: wenn der Geistliche die Religion mit ihren überkommenen Legenden lehrt, würde er nur das, was ihm die Philosophie in abstrakten Begriffen als Wahrheit dargestellt hat, in die bildliche, dem Verständnis des Volkes allein zugängliche Form kleiden. Mittelst dieses Ausweges konnte allem Anscheine nach der Friede zwischen Philosophie und Religion ge-

[1]) „Stuttgarter Neues Tagblatt“, Januar 1880. Nachdruck in „Altes und Neues“, 3. Heft.

schlossen werden, ein Friede, der sich freilich nur zu bald als ein bloßer Waffenstillstand erweisen sollte.

Schon 1831 trat Vischer ein Amt als Lehrer am Seminar in Maulbronn an. Dort lenkte das alte Klostergebäude mit der gotischen Kirche seine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Stilarten und brachte seinen künstlerischen Sinn zum Klingen. Nach überstandener Prüfung trat im Herbst 1832 der Fünfundzwanzigjährige seine Magisterreise an, wie sie zu den Gepflogenheiten seines Standes gehörte, „ganz erfahrungslos, ganz weltunkundig, schüchtern, und wieder lebhaft-zutraulich wie ein Kind". [1])

Seine Reise führte ihn nach Göttingen und Berlin, nach Dresden, München, Wien und Tirol. Sie brachte seinem Leben bedeutungsvollen Zuwachs. Er kam zum erstenmal in Berührung mit wirklicher Größe in Kunst und Natur und wurde sich seiner eigenen Begabung bewußt. Alle jene Elemente, die er später als die Grundlagen seiner Lehre vom Schönen begriff, traten damals in sein Leben; in der Dichtkunst Shakespeare, den er mit der ganzen Leidenschaftlichkeit einer jungen Seele erfaßte; in der Malerei Raphael mit seiner Sixtinischen Madonna; in der Skulptur die Antike, wie sie ihm in München entgegentrat, wobei bezeichnenderweise die rondaninische Meduse am stärksten auf ihn wirkte. In Tirol endlich sah er die großartige Erhabenheit der Alpen und fühlte sich mit ganzem Gemüt zum österreichischen Volk hingezogen. Ein Aufenthalt in Wien, in dem damals Raimund und Nestroy in voller Wirksamkeit waren, blieb ihm zeitlebens in bester Erinnerung.

Seine politische Überzeugung als Großdeutscher, der von einem geeinigten Deutschland ohne die österreichischen Erblande nichts hören mochte, mag damals in ihm Wurzel gefaßt haben.

---

[1]) Lebensgang S. 278.

Nach seiner Rückkehr, im Juni 1833, wurde Vischer nach Tübingen versetzt, um als Lehrer dort zu wirken, wo er als Schüler nicht eben glücklich gewesen war. Nun aber lagen die Dinge doch anders. Mit seinen Kollegen Strauß, Binder, Märklin verband ihn alte Freundschaft und angeregtes geistiges Streben. Seine Stellung gab ihm das Recht, an der Universität Vorlesungen zu halten, und Vischer wurde schnell der beliebteste und gefeierteste Vortragende. Sein sittlicher Ernst, seine Wahrheitsliebe und Wärme, sein freier Geist, sein Humor konnten ihre Wirkung auf die Jugend nicht verfehlen. Dazu kam seine Bereitwilligkeit, jederzeit mit seinem ganzen Menschen für seine Überzeugungen einzustehen, die er bald genug ausreichend betätigen mußte. 1834 brachte ihm die Ernennung zum Pfarrer die unerschütterliche Klarheit, daß er zum Geistlichen unmöglich tauge. So gab er trotz seiner Mittellosigkeit die sichere Stellung auf und bewarb sich, nach längerem Schwanken, um eine Privatdozentur für deutsche Literatur. Nur langsam, und erst, nachdem er sich auch in der Philosophie versucht und unfruchtbar befunden hatte, fand der junge Dozent den Übergang zur Ästhetik, die damals eine junge Wissenschaft war und nirgends einen eigenen Lehrstuhl hatte.

Schon 1837 wurde Vischer zum außerordentlichen Professor ernannt, trotz der vielen erbitterten Feinde, die sein Austritt aus der Geistlichkeit und seine ausgesprochene Persönlichkeit ihm verschafft hatte. Ein Gedicht aus dieser Zeit gibt uns ein volles Bild von der mannhaften Kühnheit, mit welcher er seiner festen Überzeugung in den endlichen Sieg der fortschrittlichen Mächte Ausdruck gab. [1])

[1]) „Der Wasserfall", Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten, 1836. — Abgedruckt in den Lyrischen Gängen. Ungemein charakteristisch ist auch eine Stelle aus einem Briefe, in dem er seinen Freunden über einen pietistischen Gottesdienst berichtet: „Man las aus der Bibel, sang, betete dann kniend, das Gesicht in die Hände gedrückt; ich allein kniete nicht, da ich ein für allemal nicht heucheln, sondern ein gerader und aufrechter Mensch bleiben will." Griechenland, 1840. (Süddeutsche Monatshefte 1905.)

Fels und Wasser sprechen miteinander. Das Wasser fordert den Felsen auf, ihm Platz zu machen. Der beruft sich auf sein ehrwürdiges Alter und auf seine unbezwingliche Kraft. Er ist entschlossen Niemandem zu weichen. Das Wasser ruft alle seine dienenden Kräfte zu Hilfe bis endlich mit einem schmerzlichen Wehruf, der Koloß zerschmettert zur Erde stürzt.
Das Wasser jubelt:

„Meine Wogen jagen
Über die Fichten, zerrauft, zerknickt,
Die sein prahlendes Haupt geschmückt!
Was noch soeben gepocht, gedräut,
Jetzt wie im Wahnsinn umhergestreut!
Jetzt ist Freiheit!“

Aber selbst zertrümmert gibt der Feind den Kampf nicht auf:

„Und im Tod noch räch' ich mich,
Quäle dich! ...
Euch frechen Gesellen
Soll mein zerschmettert, zerschlagen Gebein
Mächtiger Damm noch und Hindernis sein!“

Das Wasser aber ruft:

„O, du hinderst mich nicht!
Wenn die Welle sich bricht,
Wenn du sie hemmst im pfeilschnellen Lauf,
Braust sie gewaltiger, herrlicher auf —“

und strömt siegestrunken in voller Freiheit dahin, um sich freiwillig zu ruhigem Lauf und zum Dienste der Menschheit zu bequemen.

Nur zu bald sollte Vischer auch an seiner eigenen Person die verzweifelte Gegenwehr des stürzenden Riesen zu fühlen bekommen. Vorerst konnte er 1839 seine erste Reise nach Italien und Griechenland antreten, wohin ihn ein starkes Sehnen rief. Seiner deutschen, männlichen, nordischen Natur hat es die weiche Anmut des Südens angetan. Neunmal hat er die Reise über die Alpen gemacht und als ihn mit 80 Jahren der Tod erreichte, war er eben im Begriffe, zum zehnten Male denselben Weg anzutreten. In seinen Briefen aus jener Zeit berichtet er von dem gewaltigen Eindruck: „Es ist tief hinten in meiner Phan-

tasie eine Stelle, ein dorisches Tempel-Heiligtum, da steht fest und ganz das Bild großer Menschheit, antik, satt und selbstgenugsam in sich. Ich bin umgewandelt im geheimen Innern. Da, im Kern ist es gut. Jung, jugendlich; ich werde nie alt werden." Aber er fügt auch hinzu: „Mein Mensch, der ist drum herum und schluchzt oft in seinen Tiefen auf, soweit ab davon zu sein, so zerstückt, noch stark, alles zu tragen, aber unlustig und durch und durch verbittert. Tübingen und Rom, Stuttgart und Athen, ach ja! Nicht sentimental, das ist so, das weiß ich, das ist nicht anders." [1])

Durch alle persönlichen Äußerungen dieser Zeit klingt dieselbe düstere Note hindurch. Er setzt sich gegen jenen zweiten Menschen zur Wehr, der ihm „alles zu verleiden sucht, ein hämischer, mürrischer, widerwärtiger, hypochondrischer Kerl." [2]) „Ich glaube, der liebe Gott käme selbst mit mir nicht aus, wenn er mich nicht gemacht hätte." Er hofft Heilung von der Ehe.

Der Abschluß seiner italienischen Reise sollte ihn auch hierin der Erfüllung nahe bringen. Auf dem Dampfschiff zwischen Triest und Venedig lernte er 1840 ein schönes, junges Mädchen von sehr einfacher Herkunft kennen, die Österreicherin Thekla Hainzl (aus Gurten, einem Dorfe in Oberösterreich), und war von ihrem Liebreiz gefangen genommen. Als er sie ein paar Jahre später in Tübingen wiedersah, wo sie zum Besuch eines Schwagers weilte, wurde schnell Herzensbündnis und Ehe geschlossen (1844). Doch sollten sich Vischers hochgespannte Erwartungen nicht erfüllen. Die Ehe war nicht glücklich, ohne daß man bei der Unzugänglichkeit des einschlägigen Materials über die Ursachen klar werden könnte.

Nach der Rückkehr von Griechenland zwang sich Vischer zum freien Vortrag und hat daran sein Lebenlang festgehalten. „Eine Rede ist keine Schreibe," pflegte er zu sagen und wurde nicht müde, diese einzig berechtigte Art des Vortragens anzu-

[1]) 14. Dezember 1840. An Märklin, Südd. Monatshefte 1907.

[2]) 1839. Südd. Monatshefte 1904.

preisen. Die Jugend hing um so begeisterter an ihm. Im Jahre 1844 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, und am 21. November hielt er vor einem großen Publikum, dem Professoren-Kollegium und der Studentenschaft die übliche Antrittsrede, welche sich zum Schluß temperamentvoll gegen die Pietisten und Dunkelmänner wandte mit den Worten: ... „So verspreche ich denn den Feinden — im Prinzip — einen Kampf ohne Rückhalt ... meine volle, ungeteilte Feindschaft, meinen offenen, herzlichen Haß ..." und an die Jugend mit dem Versprechen, ihr „nach wie vor sein Herzblut einzuschenken." [1])

Um diesen Haß ganz zu verstehen, müssen wir ein wenig zurückgreifen. David Fr. Strauß, Vischers Jugendfreund und Kollege, hatte 1835 sein „Leben Jesu" veröffentlicht, in dem er an der Hand genialer Forschung den Beweis erbrachte, daß der Mythusbegriff auch auf die jüdisch-christliche Lehre ausgedehnt werden müsse. Strauß hatte damit nur die protestantische Bibelkritik fortzusetzen geglaubt und war keineswegs auf den Sturm der Empörung gefaßt, der sich gegen ihn erhob und dem bald seine Entlassung folgte. Die Gegner nahmen die Waffen, wo und wie sie diese eben fanden, und mit Vorliebe aus der Rüstkammer der Verdächtigung des Privatlebens und der Angriffe gegen die Person. Strauß stand allein und fühlte schwer auf sich die Last des Verfehmten, des Ketzers. Vischer trat mannhaft an die Seite des Freundes mit einer 1838 erschienenen eingehenden Arbeit [2]) und hieb mit wuchtigen Schlägen auf den Pietismus ein; er nennt ihn „die Krätze, welche die edelsten Säfte des Geistes in Eiterung setzt" [3]). Gleichzeitig schildert er die Entwicklung seines Freundes von seiner Kindheit an und erkennt in ihm einen wahren, wenn auch verkannten Sohn seines engeren schwäbischen Vaterlandes.

[1]) Antrittsrede von Dr. Fr. Vischer, Tübingen 1845.

[2]) Dr. Strauß und die Wirtemberger. Hallische Jahrbücher; nachgedruckt Krit. Gge. 1844.

[3]) Ebenda, S. 51.

Kurz darauf mußten die jungen Vorkämpfer der freien Wissenschaft sich überzeugen, daß ihre Gegner außerhalb der Heimat nicht weniger mächtig waren. Eine Berufung Straußens an die Züricher Universität erregte wahre Stürme in der Limmatstadt und brachte endlich der Reaktionspartei so starken Zuzug, daß sie die liberal-demokratische Regierung stürzen (Züriputsch 1839) und Straußens Pensionierung durchsetzen konnte, ehe er noch sein Lehramt angetreten hatte.

So fehlte es auf beiden Seiten nicht an Grund zu heftiger Erbitterung. Die Feinde Vischers glaubten den Augenblick gekommen, ihn zu beseitigen.

In Zeitungsartikeln und Broschüren, auch von der Kanzel herab, eiferte man gegen die „Frivolität eines öffentlichen Lehrers", der den „Glauben mutwillig raubt", die „Begeisterung für das Erhabene zerstört",[1]) und dem es dabei in Wirklichkeit gar nicht um „die Freiheit der Wissenschaft zu tun" ist. Am sonderbarsten berührt es, wenn in diesem Kampf ein Mann wie Heinrich Ewald,[2]) der bahnbrechende Orientalist, einer der „Göttinger Sieben", dem Beschuldigten Mangel an Wahrheitssinn vorwirft, Friedrich Vischer, dem Fanatiker der Wahrheit! So sehr hatte der Streit die Gemüter vergiftet.

Endlich wurde Vischer auf zwei Jahre seines Amtes enthoben. Eine kleine Anekdote aus jener Zeit ist für seine Geistesfreiheit und seinen Humor bezeichnend. An dem Tag, an dem er seine Enthebung erfahren hatte, war ihm ein Knabe geboren worden, und er begann seine Vorlesung mit den Worten: „Meine Herren! Ich habe heute einen großen Wischer und

---

1) Die Angelegenheit des Prof. V. Votum eines Laien, Stuttgart 1845.

2) „Über einige wissenschaftliche Erscheinungen neuester Zeit auf der Universität Tübingen. Stuttgart 1845. Eine Darstellung des Streites findet man in den „Jahrbüchern der Gegenwart", verfaßt von dem Herausgeber A. Schwegler, einem Freunde Vischers, der keineswegs blind gegen dessen Fehler war.

einen kleinen Vischer, eine willkommene Unmuße und eine unwillkommene Muße erhalten." [1])

Es mag wunder nehmen, daß der schlagbereite, kampfesfrohe Mann sich diese Suspension gefallen ließ, ohne seine Demission zu geben und den Kampf auszufechten. Er selbst hat sich jahrelang heftige Vorwürfe darüber gemacht, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt. Seine junge Ehe, das Kind, seine Mittellosigkeit waren die rein menschlichen Beweggründe. Sachlich hielt er es für besser, den Feinden nicht durch seine Entfernung den Willen zu tun, den Feinden, die er mehr denn je als solche empfand: „Von da an ist mir erst der ganze Haß gegen Pietismus, Kirche und Pfaffentum in die Seele eingebrannt." [2])

Diese Feinde hatten ihm nicht selten auch den Vorwurf gemacht, daß er seinen Geist in kleinen Essais verpuffe und nichts Grundlegendes zustande bringe. Ihnen zum Trotz wollte er das Gegenteil beweisen. Er begann sein „System der Ästhetik", [3]) dessen vier mächtige Bände ihn nun reichlich ein Jahrzehnt hindurch beschäftigen sollten. Kuglers Geschichte der Malerei und Müllers Handbuch der Archäologie waren die dürftigen Vorarbeiten, die ihm auf dem Gebiete der bildenden Künste zur Verfügung standen. Aber ausschlaggebend für eine Wissenschaft, die ihre Gesetze aus der Betrachtung der Kunstwerke selbst schöpfen muß, ist nicht das Bücherstudium, sondern das Talent, die feinsten Nuancen eines Kunstwerkes in seiner Seele nachzufühlen. Gerade die widerspruchsvolle Vereinigung der Denker- und Künstlernatur, welche Vischer zeit seines Lebens so viel zu schaffen machte, prädestinierte ihn zum Ästhetiker. In einer Beziehung allerdings ließ ihn sein Talent im Stich. Für die Musik war er nicht begabt. [4]) Er

[1]) Der an jenem Tage geborene Knabe ist im jugendlichen Alter gestorben.

[2]) Mein Lebensgang S. 317.

[3]) Reutlingen und Leipzig, jetzt Stuttgart 1847–57, 3 Teile in 4 Bänden.

[4]) Der betr. Teil im 3. Band der Ästhetik rührt von Karl Köstlin her.

hat es nie dazu bringen können, nur Noten lesen zu lernen, wobei ihm seine Verständnislosigkeit für die Mathematik auch schadete.[1]) Er wollte erst genau erforschen, „wie so etwas auf Zahlen beruhen könne" und gab eigensinnig das ganze Studium auf, als ihm dies nicht gelang. Es war aber sein Verhängnis, daß er sein großes Werk völlig im Banne der Hegel'schen Philosophie schuf, zu einer Zeit, als die Welt begann, sich von Hegel und von der abstrakten Philosophie überhaupt abzuwenden[2]) und die Methode der Naturwissenschaften an ihre Stelle zu setzen. Vischer war zu charaktervoll, um jemals an seinem Meister zum Renegaten zu werden. Er war und blieb überzeugt, daß sich eine künftige Generation Hegel wieder zuwenden werde; was von ihm überdauern muß, ist, nach Vischer, die Erkenntnis der bloß relativen Gültigkeit der Gegensätze, das Begreifen der Welt als eines lebendigen Prozesses und die straffe Ethik. Die Wirklichkeit scheint ihm gerade jetzt recht zu geben.[3]) Aber bei aller Treue für Hegels Andenken

---

[1]) „. . . noch bestimmter muß ich bekennen, zu den unmathematischen Naturen zu gehören." Ästhetik. Vorwort S. X, IV. Bd. Der Held des „Auch Einer" hat Gelegenheit, den gleichen Mangel zu dokumentieren.

[2]) Ein scharfes Epigramm Grillparzers lautet: „Wer sich deinem System vertraut, Wird bald sich ohne Obdach wissen; Während du dein drittes Stockwerk gebaut, Hat man die zwei unteren abgerissen."

[3]) S. die Neuauflagen Hegels und Schellings. Hegel: Religionsphilosophie. Diederichs, Jena 1905. Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, Leiden 1906. Schelling. Eckardt, Leipzig 1908. Prof. Arthur Drews spricht im Vorwort zur neuen Ausgabe Schellings vom „Umschwung in der philosophischen Stimmung unserer Zeit, der auch die so lange verachteten und vergessenen Denker aus dem ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts dem Bewußtsein der Gegenwart wieder näher gebracht hat". — Übrigens mehren sich täglich die Anzeichen, welche für eine wahre Wiedergeburt Hegels sprechen. W. Windelband hebt in einer Festrede in der Akademie der Wissenschaften (Heidelberg 1910) unter dem Titel „Die Erneuerung des Hegelianismus" als die Ursachen der Rückkehr zu dem Jahrzehnte hindurch ebenso geschmähten wie ehedem bewunderten Philosophen folgende Punkte hervor: 1. Den Hunger der modernen Menschen nach einer geschlossenen Weltanschauung. 2. Die ästhetische Befriedigung, welche das

und Leistung hat Vischer es bis ans Ende seines Lebens bedauert, daß seine Gedanken unter dem Einfluß dieses Philosophen in starre Paragraphen gegossen und in Metaphysik gehüllt waren. Freilich, zur Erläuterung der Paragraphen findet man Exkurse, welche so viel echtes, künstlerisches Verständnis und eine so philosophisch durchgearbeitete Gelehrsamkeit darbieten, daß Treitschke dieses zum Teil schwer lesbare Werk mit Recht als das „bestausgeschriebene des Jahrhunderts" bezeichnen konnte.

Zu seinen tiefsten Gedanken gehören die Aufschlüsse, welche Vischer über das Wesen des Erhabenen und Komischen bietet. Im Sinne Hegels stellt unser Ästhetiker die Wirklichkeit, als das der Erfahrung zugängliche „Bild", der ewigen „Idee" gegenüber. Das Erhabene entsteht nun durch das Übergreifen der Idee über das Bild, also durch Bezwingung und Herabdrückung der Wirklichkeit. Das Komische dagegen ist nichts anderes als die Auflehnung der Wirklichkeit gegen diesen Prozeß, so daß das Bild zu seinem vollen Rechte kommt und sich der Idee erfolgreich widersetzt.

Das Persönliche an diesen Formulierungen scheint uns die Vorstellung eines Kampfes zu sein, bei dem das Höhere abwechselnd siegt, oder von dem Kleinen besiegt wird. Wer würde in diesem Grundgedanken nicht schon den künftigen Autor des „Auch Einer" erkennen?

Im Jahre 1847 konnte Vischer sein Lehrtätigkeit in Tübingen wieder aufnehmen, aber nur für kurze Zeit. Dann ging ein Stürmen durch die Welt, das ihn zu begeisterter Anteilnahme mit fortriß. „Wie vom jungen Weine trunken" war seine Seele. Er glaubte — mit vielen anderen! — daß der große Augenblick gekommen sei, wo jeder wahre Deutsche

System gewährt. 3. Dessen entwicklungsfroher Optimismus. 4. Die Hingabe an eine Gesamtheit im Gegensatz zu dem schrankenlosen Individualismus Nietzsches. Der letzte Punkt ist es offenbar auch, der den deutschen Schulreformer G. Wyneken zur Annahme Hegelischer Grundideen bewogen hat.

sich in den Dienst des Vaterlandes stellen müsse, um mitzuhelfen an der Einigung des Reiches.[1]) Mit seinem ganzen Feuer setzte sich der gewandte Redner in seinen Wahlreden ein und wurde mit einer kleinen Majorität als Vertreter des Wahlbezirkes Urach-Reutlingen in das Frankfurter Parlament gewählt. Seine dortige Wirksamkeit zu schildern, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Heben wir einige Punkte hervor, die für uns von Wichtigkeit sind.

Das Jahr in Frankfurt war für Vischer ein Marterjahr, und er hat oft wiederholt, daß es seine Gesundheit dauernd beeinträchtigt habe.[2]) Trotzdem harrte er bis zum Schlusse aus und ging noch mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart. So weit trieb er seine Gewissenhaftigkeit. Bezeichnend für dieselbe und zugleich dafür, daß er sich im Grunde zum Politiker wenig eignete,[3]) ist der Umstand, daß er sich bei der Wahl des Reichsoberhauptes nach langem, heftigem Schwanken, endlich — der Abstimmung enthielt.[4])

Die Reaktion nach dem Jahre 1848 hat ihn mit tiefer Bitterkeit erfüllt, deren Niederschlag wir im „Auch Einer" begegnen. Bis in das Ende der Sechzigerjahre sind alle seine

---

[1]) Er schreibt seinen Freunden Strauß und Märklin, nun sei es an der Zeit, daß sie alle „Blasiertheit, alle Skrupel und falsche Bescheidenheit abwerfen und ihrer Pflicht gehorchen und sich um Abgeordnetenstellen umtun". Rapp, S. 11.

[2]) In einem Briefe an Prof. Kapp in Reutlingen (1849) schreibt er: „Ich bin unter diesen fortgesetzten trüben Erfahrungen schnell alt geworden." „Da habt ihr den Schandpfuhl, da lest ... wie man unsere Zentralgewalt in den Kot tritt. Ich komme heute aus einer siebenstündigen Sitzung, von Grimm und Wut erschöpft, zurück ... Pfui! Pfui! Pfui!" Manuskript der Stuttgarter Landesbibliothek.

[3]) Strauß schreibt an Rapp 1. April 1849: „Vischer hat kein Quentchen politischen Verstandes bei so großen sonstigen Geistes- und Herzensgaben. Aber gerade die letzteren und die Phantasie verdunkeln ihm die praktische Einsicht." S. 242. Strauß v. Zeller.

[4]) Aus seinem Nachlaß: „Bruchstücke aus einem Seelenkampf vor der Abstimmung über das Reichsoberhaupt."

Äußerungen vom gleichen Geist düsteren Pessimismus durchtränkt. Auch seine privaten Verhältnisse gestalteten sich unleidlich und drängten schließlich zur Scheidung seiner Ehe. Und aus dem feindlichen Lager des Pietismus wurden immer wieder vergiftete Pfeile gegen Vischer abgeschleudert. Im Jahre 1854 veröffentlichte eine Hamburger Pietistin anonym einen dreibändigen Roman, der, nach ihren später erfolgten „Aufschlüssen", unter unmittelbar göttlicher Eingebung niedergeschrieben war.[1]) Es ist ein abscheuliches Machwerk und gerade durch seine Mischung von Lüge und Wahrheit gefährlich. Aus allen diesen unerquicklichen Verhältnissen löste ihn im Jahre 1855 ein Ruf nach Zürich. Seinen einzigen Sohn Robert nahm er mit sich; doch zog er es vor, ihn in einem Institute erziehen zu lassen.

Es ist eine gewisse Tragik in Vischers Leben, daß er, der zu seinen ästhetischen Studien sowohl, als zu seinem Lehramt, so notwendig die große Kunst gebraucht hätte, niemals zu einer Wirksamkeit in einem großstädtischen Kulturzentrum gelangen konnte. In Zürich fehlte es indessen nicht an geistiger Anregung, und das neugegründete Polytechnikum bot ein schönes Arbeitsfeld. Es war die erste technische Hochschule, welche den humanistischen Studien den ihnen gebührenden Platz anwies.[2]) Der Lehrstuhl für Ästhetik war zunächst Gottfried Keller zugedacht worden, der jedoch ablehnte; ebenso Hermann Hettner, der Literaturhistoriker. Mit Vischer kam Viktor Scheffel in die engere Wahl; so hat damals ein Zufall die Lebensbahnen von vier ausgezeichneten Männern in einem Punkte gekreuzt.[3])

Vischer fand in Zürich bald hervorragende Freunde. Mit Gottfried Keller verband ihn eine gewisse Ähnlichkeit des Wesens

[1]) Eritis sicut Deus. Hamburg (Im Rauhen Hause). Hermine Canz war der anonyme Autor. Die „Aufschlüsse zu Eritis sicut Deus" (Bremen und Leipzig 1860, Müller) zeigen u. and., daß die Dame bei allem Vorschützen äußerer Demut an Größenwahn gelitten hat.

[2]) Lübkes Lebenserinnerungen.

[3]) Schwäbisches Wochenblatt vom 30. April 1904.

und des Talentes; Robert Vischer hebt hervor, daß „niemals ein Mißton ihren Verkehr getrübt habe".[1])

Unter seinen Kollegen waren Männer wie Gottfried Semper, Wilhelm Lübke und der Historiker Johannes Scherr. Jacob Burckhardt hielt sich vorübergehend in Zürich auf.

Manche Äußerungen aus dieser Zeit von und über Vischer sind für uns von Interesse. In dem Briefwechsel Kellers finden sich einige Urteile, welche ein helles Licht auf die Persönlichkeit des Freundes werfen: „Er ist ein liebenswürdiger und frischer Mensch als Person";[2]) in einem andern Briefe heißt es, er sei „meistens moros",[3]) aber „bei allen Launen doch noch einer von denen, die einen Halt gewähren und deren Fleisch von guter und echter Textur ist. Auch hat er eine schöne, künstlerische Ader, welche nicht nur seinem Metier zugute kommt, sondern auch seinen Umgang angenehm macht."[4])

In ähnlichem Sinne äußert sich der österreichische Kunstschriftsteller und Historiker Anton Springer, der in Tübingen seine Doktoratsthese gearbeitet und Vischer noch vor dessen Übersiedlung nach Zürich kennen gelernt hat. „Immer lebendig und anregend, immer bereit, die Dinge unter einen überraschend neuen Gesichtspunkt zu stellen, geistreich zu beleuchten, reich an Paradoxen, aber nicht minder reich an Kernsprüchen"[5]) sei Vischer gewesen; aber die geringste Kleinigkeit hätte genügt, seine gute Laune zu stören. „Leicht faßte er auch eine rein sachliche Bemerkung persönlich auf und schleuderte dann unbarmherzig auf den Gegner spitze Pfeile."[6])

---

[1]) Deutsche Dichtung 1890/91 Berlin. Auch ein jüngst von Emil Ermatinger veröffentlichter Briefwechsel zwischen Keller und dem Verleger Cotta kann als ein weiterer Beleg für dieses herzliche Verhältnis dienen. (Der Greif 1913/14, S. 49 ff.)

[2]) An H. Hettner: 21. Februar 1856. Gottfr. Keller von Baechtold, Berlin 1904.

[3]) 30. April 1857. Ebenda II. S. 383.

[4]) März 1860. II. S. 455.

[5]) „Aus meinem Leben." S. 113.

[6]) Ebenda S. 104.

Von dieser Kampfbereitschaft weiß D. Fr. Strauß gleichfalls zu erzählen: „Er (Vischer) legt auch gegenüber den Freunden die Waffen nie ganz ab, und alle Augenblicke im Gespräch glaubt man zu bemerken, wie er an das Seitengewehr greift."[1]) So gibt es leicht Freundschaftsbruch mit darauf folgender Versöhnung. Oft ist es nur ein „Stohhalm, der sich lächerlich als Scheidewand"[2]) zwischen ihn und einen Freund legt.

Immer stoßen wir auf dieselbe Antithese — einerseits der liebenswürdige, geistreiche, lebensprühende Mann, andrerseits ein empfindlicher, nörgelnder Geist, der ihn lauernd begleitet.[3])

Auch Lübke erzählt von Vischers „Mimosennatur", welche die Anwesenheit eines unsympathischen Elementes in der Gesellschaft aufs peinlichste empfindet, und den liebenswürdigen, angenehmen Gesellschafter in sein Gegenteil verwandelt.[4])

Richard Wagner sollte das zu spüren haben. Er hatte eines Abends in der tiefen Mißstimmung des Landesverwiesenen in größerem Kreis die Deutschen stark gelästert und sie eine „niederträchtige Nation" genannt. Vischer hat Hanslick erzählt, wie ihm bei diesen Worten der Zorn zu Kopfe gestiegen sei. Er rief: „Niederträchtig finde ich es nur, wenn ein Deutscher im Auslande seine eigene Nation herabsetzt." Nahm seinen Hut und ging.[5]) Seine Abneigung galt auch der Wagnerschen Kunstauffassung, denn Vischer mißbilligte „die Verbindung zweier oder mehrerer Künste, worin nicht eine entschieden herrscht", da ja „jede Kunst das Ganze der Welt in

---

[1]) D. Fr. Strauß: Briefe, herausgegeben von Zeller, S. 456.

[2]) Mörike, Briefe. Vom 16. November 1847.

[3]) Für die Charakterisierung Vischers ist es auch interessant, wenn wir erfahren, daß er der „ästhetische Vertrauensmann" und „Haupt-Manuskripten-Adressat" der deutschen Nation war. (G. Keller, Beil. z. Allg.-Ztg., 23.—25. Mai 1861.) Er selbst erzählt uns, wie furchtbar viel Zeit ihm dieses Ehrenamt genommen und wie viel Unannehmlichkeiten es ihm eingetragen hat.

[4]) Lebenserinnerungen S. 361.

[5]) W. Lang, Deutsche Rundschau 1889.

ihrer Weise hat und darstellt". [1]) Wir werden im „Auch Einer" diese doppelte Abneigung zu dichterischem Ausdruck gebracht, wiederfinden. [2])

Eine fruchtbare Anregung für Vischer waren die Funde in den Schweizer Seen, die Ferdinand Keller so geistvoll interpretierte. Wir sprechen anläßlich der Pfahldorfgeschichte eingehend über diese Entdeckungen. Die Freude an der großen Natur der Schweiz war ihm eine Quelle reinen stets erneuerten Genießens.

Daß es daneben an tiefen Leiden nicht fehlte, dafür bürgt schon Vischers unendliche Empfindlichkeit. Er litt wenig an ernsten Krankheiten, um so öfter jedoch an den Kleinübeln, die ihn offenbar unerhört heftig gequält haben. Unter den wenigen Briefen intimeren Inhaltes, die wir besitzen, ist kaum einer, in dem er nicht über Schnupfen, Grippe, Heiserkeit, Rheumatismen, Magen- oder Darmstörungen, Augenleiden, ja selbst schmerzhafte Hühneraugen klagte. [3])

[1]) 12. Jänner 1855, Brief an Raff, Südd. Monatshefte 1905.

[2]) Sonderbar ist es auch, daß der Zufall diese beiden grundverschiedenen Geister in einem bedeutungsvollen Gedanken zusammentreffen ließ. Vischer hat im Jahre 1844 die Nibelungensage als Operntext empfohlen (Kritische Gänge 1. Heft), für Hebbel ist dieser Weckruf die Anregung zu seiner Trilogie geworden (s. Briefwechsel, vom 1. Juni 1862) und Wagner hat dann bekanntlich denselben Stoff als Oper bearbeitet, wenn auch aus anderer Quelle schöpfend.

[3]) Zürich. 21. Dez. 1862: „Ich schleppe mich auch mit einer bösen Grippe, die Rheumatismen, Hexenschuß und dergleichen im Gefolge hat." 2. Mai 1863: „Mir geht die Grippe immer noch nach, belästigt mir jetzt sogar die sonst gesunde Brust." 21. Mai 1863: „Die Uhlandsrede war erst am 17. und ist durch Heiserkeit im Vortrag rein vergeckt." Juni 1865: „Der Magen ohnedies ist äußerst schlecht geworden, aber tägliches Abweichen, Blutandrang zum Kopf, häufig entzündete Augen scheinen mir immer auf ein Leberleiden zu weisen." 6. Juli 1867: „Ich habe einen heillosen neuen Katarrh vor 14 Tagen gefangen"; „denn jetzt bin ich gut 6 Monate heiser." 16. Januar 1870: „von all dem Katarrhwesen große Müdigkeit." Aus J. E. v. Günthert. Die Feststellung dieser ewigen Klagen ist wichtig, weil sie die Gestalt des „Auch Einer" erklärt und die Frage nach deren Identität mit Vischer beleuchtet.

Auch ließ ihn seine feinsinnige Organisation alle Mißtöne und Störungen der Außenwelt als innere Leiden empfinden.[1]) Man hat den Eindruck, als wäre er widerstandslos allen von außen kommenden Zufällen preisgegeben. Schon in jungen Jahren hielt er sich für einen Pechvogel und spricht von Dämonen, die sich gegen ihn verschworen haben.[2]) Immer liegt ärgernd etwas im Weg, was sein Wohlbehagen stört. Bald sind es die Lokaleinrichtungen der Hörsäle in Zürich,[3]) bald eine „zu kalte Stube", über die alle Freundlichkeit der Gastgeber nicht hinweghelfen kann,[4]) das „ekelhafte Essen"[5]) und die schlechten Wohnungsverhältnisse, unerwünschte Geräusche, die ihm das Leben verleiden. Mit Schuster und Schneider hatte er einen ewigen, erbitterten Kampf.[6]) Fiel ihm jemand in die Rede, oder

---

[1]) „Das Schreiben auf diesem glatten (Papier) afficiert mir die Nerven bis zum Magen, so daß ich Magendruck bekomme." Brief vom 6. Jänner 1864. 1865 berichtet Günthert: „Nichts war dem mißmutigen Gast nach Wunsch; das Bier dünn, schlecht; die Gesellschaft lärmend, sie lacht, poltert, spricht durcheinander". (S. 52). Am 16. Juli 1865: „O Feder, Feder! Gewiß zwanzigmal habe ich vergeblich daran geschnipfelt."

[2]) 1839 nennt er sich den „Hans Unstern, dem das Butterbrot immer auf die gestrichene Seite fällt", und er sagte zu sich selbst: „Sie werden auf der ersten Station die Börse verlieren, wenn Sie die schönsten Gegenden sehen sollen, wird es eben regnen; Ihre Hühneraugen, mein Verehrtester, werden Ihnen das Gehen unmöglich machen" — —. Wiederum in einem anderen Briefe: „Ich gehe an keinem gewaltsamen Unglück zugrund, sondern stolpere über einen Strohhalm." (Briefe aus Italien, Süddeutsche Monatshefte 1904.) Aus späteren Jahren, 16. Juli 1865: „Mein Arbeiten ist auch immer von einem Kobold des bösen Zufalls verfolgt." Stuttgart, 17. Dez. 1866: „Das war wieder ein hübscher Streich von meinem Dämon! Soviel Mühe, Vorarbeit, Anspannung durch eine Naturgrille, eine dumme Heiserkeit zum Teufel! Dies passiert mir nun im ganzen zum fünftenmal. (Günthert.)

[3]) Günthert, S. 77.

[4]) S. 76 ebenda.

[5]) S. 62 ebenda.

[6]) „Er konnte ärgerlich werden, wenn er auf der Straße den zu Hause sorgfältig aufs Haupt gedrückten Hut abnehmen mußte" erzählt Th. Ziegler

bildeten sich um ihn herum Einzelgespräche, da war es vollends um seine gute Laune geschehen.[1])

Diese außerordentliche Reizbarkeit hat Vischer zu einem einsamen Menschen gemacht, ungeeignet für ein Zusammenleben mit anderen. Die Folge davon war natürlich wiederum eine gesteigerte Unzufriedenheit; gelegentlich spricht er von der „heillosen Unbehaglichkeit seines physischen und menschlichen Lebens", seiner einsamen Arbeit, die nicht Weib und Kind zur Seite hat,[2]) der das „Menschliche" fehlt. „Ich ... habe aber Stunden, wo dann das Arbeiten allein nicht ausreicht, das Sonntagsheimweh und manches Werktagsheimweh sich stärker regt, das Gefühl von Leere sich durch das geistige Bewußtsein des höchsten Inhalts nicht ganz austreiben läßt." ...[3]) Um solche Stimmungen zu bekämpfen, wendete sich der Einsame mit verdoppeltem Eifer seiner Tätigkeit zu. Seine Kollegien waren immer stark besucht und „die 200 oder 300 Augen", die an seinem Munde hingen, wirkten belebend. „Jedesmal gehe ich vom Katheder, wie man neu belebt nach flottem Ritt vom Pferde steigt", berichtet er an Günthert.[4])

(S. 37 f.) Seine Freunde haben ihn wegen dieser kleinen Schwächen oft geneckt, D. Fr. Strauß in seinem Gedicht „Der ewige Schneider" (Werke XII., S. 16). Daraus eine Strophe: „Nur Einer gibt mir öfter Wischer — Und ich gesteh's, nicht ohne Grund — Das ist der Herr Professor Vischer — Im übrigen mein bester Kund."

[1]) „Wenn man mich plötzlich angreift, mir unlogisch in einen Satz hineinfährt, dann verliere ich die Besinnung, dann geht mir eine türkische Musik im Kopfe los, und ich weiß nichts zu sagen." Ausspruch Vischers, S. 157, Ilse Frapan: Vischer-Erinnerungen.

[2]) Zürich, Nov. 1865, Günthert.

[3]) S. 42 ebenda.

[4]) Brief vom März 1865. Aus den Anfängen Vischers in Zürich haben wir einen Bericht, aus dem wir erfahren, daß der in Tübingen vergötterte Vortragende sich seine Stellung in der Schweiz erst erobern mußte. In der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 6. März 1856 wird eine Notiz der „National-Zeitung" (Berlin) zitiert, derzufolge „der schwäbische Dialekt des Vortragenden allen anwesenden Sachsen Krämpfe verursacht habe und der

Neben der Arbeit waren es noch die Tiere, welche dem Mißgestimmten Gesellschaft und Erheiterung brachten. Anton Springer erzählt, wie Vischer ihm bei einer ihrer ersten Begegnungen schwärmend von der Klugheit und den Fähigkeiten seines „Hans" erzählt habe, mit dem man schon „über alles sprechen könne". Er mußte natürlich annehmen, daß es sich um ein Kind handle, erfuhr aber nachträglich zu seinem Erstaunen, daß Hans der Hund sei, mit dem Vischer gerne „wie mit einer vernünftigen Person verkehrte".[1]) Nicht selten sind die Fälle, in denen er sich mit Lebensgefahr für ein mißhandeltes Tier einsetzt. Wir entnehmen einem Briefe Vischers aus Neapel die folgende Erzählung, die gerade mit Hinblick auf den „Auch Einer" besonderes Interesse erregt: „Der Vetturin hatte nach einer sechsstündigen Fahrt und während vierstündiger Rast seine Pferde nicht trinken lassen. Als ich ausstieg, verlangte er ein Trinkgeld. Ich sagte ihm, er brauche nicht zu trinken, er soll den Durst nur auch versuchen, da er die armen Pferde habe schmachten lassen. Er erwiderte in groben Ausdrücken, ich verstehe mich nicht auf die Behandlung der Pferde, das Trinken wäre ihnen schädlich gewesen; ich hieß ihn eine Bestie, er warf mir höhnisch Weichherzigkeit vor und ich, weder geneigt, mich mit ihm herumzuschlagen, noch mir seine Insulte gefallen zu lassen, gab ihm einen Faustschag aufs Maul. Er wurde still und bleich und griff in die Tasche an das Heft eines Messers; ich trat zwei Schritte zurück, griff auch in die Tasche und ließ den Hahn einer Terzerole knacken, worauf er sich eines Besseren besann, aufstieg und fortfuhr."[2])

Eine Verschärfung des schmerzlichen Einsamkeitsgefühles brachte naturgemäß der Aufenthalt in der Fremde mit sich. Er

---

Korrespondent setzt hinzu: „Der könne nicht Ästhetiker sein, dessen Nerven einen solchen Verstoß vertragen." Baechtold: Gottfried Keller II. Bd. S. 377. Keller schreibt selbst: „Sachsen und Preußen moquieren sich über sein Schwäbeln, worüber er wütend wird."

[1]) „Aus meinem Leben", S. 105.

[2]) 7. März 1840 (Süddeutsche Monatshefte 1905).

lernte da, sich ganz als Deutscher zu fühlen und alle partikularistischen Bestrebungen zu verdammen.[1]) Qualvoll bedrückten ihn die verächtlichen Äußerungen über sein Vaterland, an denen es damals in der geeinigten und freien Schweiz nicht fehlen konnte.

Die Ereignisse der Jahre 1859 und 1866 weckten seine ehrlichste Entrüstung. Erst das österreichische Brudervolk im Stiche lassen, und dann es noch gar bekriegen — er zweifelte nicht, daß so bitteres Unrecht schwer gesühnt werden müsse. Dabei war er aber auch auf Österreich nicht gut zu sprechen. Immer mehr glaubte er einen beklagenswerten Geist der Genußsucht um sich greifen zu sehen und dasselbe Wien, welches ihn in den dreißiger Jahren so entzückt hatte, dem er im Jahre 1848 nach dem Sturze Metternichs einen „Jubelnden Gruß"[2]) sandte, konnte es ihm in gar nichts mehr recht machen.

Er sah in der römisch-katholischen Kirche eine Hauptursache für jene Übel und betrachtete das Verbleiben in ihr als die Urschuld des Hauses Habsburg. Nur ein geistiges Einheitsband hätte so verschiedene Elemente zusammenschmieden können, nicht der Despotismus.[3])

Napoleon III. verfolgte er mit seinem Hasse; „der Spieler", „der Croupier" war ihm ein Gegenstand der Verachtuug, noch zu einer Zeit, wo ganz Europa vor dem französischen Kaiser zitterte. Vischer lechzte förmlich nach dem Augenblick, in welchem es gelten würde, auf den alten Erbfeind loszuschlagen.

Damals hat er auch seiner Entrüstung über die Badener Spielhöllen, über die schamlose Unsittlichkeit des Weltbades,

---

[1]) „Ein Schützengang" beschreibt in freudiger Bewegung ein Schützenfest in Frankfurt a. M., bei dem sich die Deutschen ohne Unterschied der Parteien, Konfessionen, Stämme zusammengefunden hatten. Er begrüßte es als glückliche Verheißung.

[2]) Rede in einer Volksversammlung, Tübingen, „Beobachter" 6. und 7. April 1848.

[3]) Offener Brief an Dr. Speidel. Kr. Gänge, Neue Folge, 6. Heft.

über die Bedientenhaftigkeit der Deutschen den Franzosen gegenüber, und die Bereitwilligkeit, deren Lastern eine Stätte zu öffnen, dichterischen Ausdruck gegeben. [1]) Wie Peitschenhiebe sausen die Worte nieder und treffen oft allzuscharf. Doch gerade der heiße Atem der Leidenschaft bewirkt, daß man sich bei allem Vorbehalt anderer Meinung von diesem eigenartigen Werk angezogen fühlt.

Im ganzen kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß Vischer in jenen Jahren der kummervollen Sorge ums Vaterland und der eigenen Vereinsamung in der Fremde eine zornige Bitterkeit in seinem Wesen angesammelt hat, die sich über alles und jedes ergoß. Auch seine Freunde klagten, daß er immer sonderbarer werde. [2])

Endlich brachte das Jahr 1866 einen Ruf nach Tübingen, zur Besetzung desselben Lehrstuhles, den er einst, der Eingeengtheit und der Verfolgungen müde, aufgegeben hatte. Seine Kraft in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, war sein inniger Wunsch. Aber Tübingen! Das kleine, kleinstädtische Tübingen, das so viele traurige Erinnerungen weckte, das abseits vom Weltverkehr lag, das er in seiner ganzen Existenz als Universität für unberechtigt hielt.

Kultusminister von Golther fand einen Ausweg: Er schlug Vischer eine doppelte Lehrtätigkeit vor; in Tübingen an der Universität, im nahen Stuttgart am Polytechnikum. Dies schien annehmbar, bewährte sich aber nicht dauernd. Großer Zeitverlust und lähmende Zersplitterung stellten sich bald

---

[1]) Epigramme aus Baden-Baden, erschienen November 1867, abgedruckt in der Sammlung „Allotria", S. 145. ff.

[2]) Gottfried Keller klagte über Vischers „Schwere, mit der er sich plagt und andere schmerzt, die ihm gut sind". Auch werde er „immer schwerfälliger und härter". Brief vom 8. August 1875 III. Keller v. Baechtold. S. auch Günthert aus d. J. 1869: „Vischer war grämlich, krittelich geworden. Erfahrungen, Bedenken, Zweifel hatten seine unbefangene Hingabe an die Gegenwart umdüstert; er grübelte nach, zog Konsequenzen, fand Resultate, die er selbst erdacht und logisch geordnet hatte." S. 138.

als Folgen ein und veranlaßten 1869 unsern Dichter, ganz nach Stuttgart zu übersiedeln, wo er bis zu seinem Ende wirkte.

Noch einmal trat an ihn die Versuchung heran, außerhalb seines engeren Vaterlandes einen größeren Wirkungskreis zu erlangen, wie er sich ihn sein Lebenlang gewünscht hat. Er erhielt einen Ruf nach München. Nach schwerem innerem Kämpfen lehnte er ab; bei diesem Anlaß gab er einen neuen Beweis seiner Unabhängigkeit. Um ihn in Stuttgart festzuhalten, ließ ihm König Karl I. von Württemberg einen Orden in Aussicht stellen. „Dies ist aber eher ein Motiv für Gehen; so viel Gnadenerweisungen machen mich abhängig oder genieren mich wenigstens; ich kann und will kein Regierungs-Mammekindle sein," schrieb Vischer an Günthert.[1]) Als er dann im März 1870 den mit dem persönlichen Adel verbundenen Kronenorden erhielt, machte er niemals Gebrauch davon.

Wenn man dem Zeugnis Th. Zieglers, eines damaligen Schülers, Glauben schenkt, so hat die Unharmonie seines äußeren und inneren Lebens, seine ablehnende Haltung gegen das siegreiche Preußen in seinen Vorträgen einen starken Niederschlag abgesetzt und eine trennende Wand zwischen ihm und seinen, von den preußischen Siegen begeisterten, Hörern aufgerichtet.[2])

Das Jahr 1870 brachte dem gequälten Manne die heißersehnte Erfüllung. Kam sie auch anders, als er sie gerufen

---

[1]) 22. Juni 1868. Anläßlich einer früher beabsichtigten Berufung in das katholische München hatte sein Freund Friedr. Pecht, der Kunsthistoriker und Maler, ihm seine peinliche Überraschung über die Art ausgedrückt, mit der er gerade damals neuerdings den Glauben an die Offenbarung angegriffen und damit die Anstrengungen seiner Freunde durchkreuzt habe. Vischer erwiderte, sichtlich geärgert, er vertrage nicht, daß man ihm Winke von oben gäbe und er sei froh, seine Stellung mit voller Deutlichkeit gewahrt zu haben. (Vischer und die Münchner Universität, Ungedruckte Briefe. „März". München 1907.)

[2]) Ziegler als Kleindeutscher beurteilt den Politiker Vischer etwas gehässig und wird in seiner sonst glänzenden Darstellung dessen Verdiensten nicht ganz gerecht. (Vortrag, Stuttgart 1893.)

hatte, was fragt der danach, der den glühendsten Wunsch seines Lebens erfüllt sieht! Der furchtbare Krieg war ihm die Blutbuße für das aufgehäufte Unrecht der deutschen Stämme.

Allzugerne wäre der alte Kämpfer einem Freikorps beigetreten: „Die große Stunde der großen Wirklichkeit" sollte ihn „als Mann finden".[1]) Seine angegriffene Gesundheit und ein furchtbar schmerzhaftes Hühnerauge hinderten ihn, ins Feld zu ziehen. Doch sah er es als Genugtuung an, dem Vaterland in seinem Sohn einen Krieger zu stellen.

Seine Freude über die deutschen Siege löste dem lange verstummten Schartenmayer wieder die Zunge.[2]) Unter diesem Pseudonym hatte er in seiner Jugend bereits Bänkelsängerlieder[3]) gedichtet, welche ihn viel populärer machten, als alle seine wissenschaftlichen Leistungen. Ein behäbiger, biederer Philister besingt in diesen Liedern die Ereignisse und begleitet sie mit seinen Betrachtungen und Lehren. Die Schartenmayergedichte haben zum Teil einen derb possenhaften Charakter; man muß vielleicht in dem gleichen Milieu — oder auch als Zeitgenosse — gelebt haben, um sie richtig zu würdigen.

Es ist, als ob nach 1870 Vischers leidenschaftliche Seele endlich Ruhe gefunden habe. Er wirkte mit Schrift und Wort und unermüdlich produktiver Kraft bis in sein 80. Jahr. Es könnte scheinen, als ob erst das Alter den Dichter in ihm befreit hätte. Sein „Auch Einer" ist 1878 erschienen und beweist, wie er damals von freier Geisteshöhe herab sich selbst und sein Leben überblickt. Zahlreich sind die Gedichte aus jener Zeit. Neben dem abgeklärten humorvollen Ton drücken sie starken Lebenswillen aus und — wenn auch keine Klagen —

---

1) Brief an Günthert, S. 167.

2) Der Deutsche Krieg. Nördlingen 1873. In der Sammlung „Allotria" (Stuttgart 1892) abgedruckt.

3) „Wie Joh. Georg Philipp Datpheus von Stuttgart den 29. September 1824 daselbst den Spinnhaus-Aufseher Heinrich Gebhard Grempenfort ermordete und hierauf den 21. Februar 1825 hingerichtet wurde." „Leben und Tod des Josef Brehm, gewesten Helfers zu Reutlingen." Tübingen 1829.

so doch einen gewissen Unwillen über den Tod. Nicht, daß er sich gegen die Naturnotwendigkeit auflehnte — das wäre dem strammen, charakterstarken Manne wie Feigheit erschienen — aber so häufig wiederholt er sich die Notwendigkeit des Todes, die Unwichtigkeit des Einzelnen, der in der Gesamtheit fortlebt, daß man es deutlich fühlt, wie ihn der Gedanke quält.

Auch äußerlich verlief nunmehr sein Leben ruhig und freundlich. Seine alte Dienerin sorgte für sein irdisches Wohl in liebevoller Weise. Einige Familien, in denen er als Freund und Meister geliebt und verehrt wurde, öffneten ihm gastlich ihr Haus. Junge Mädchen und Studenten scharten sich begeistert um ihn und umgaben ihn mit einem förmlichen Kultus. Auch hatte sein Sohn, der selbst als Professor der Kunstgeschichte wirkte und seinen Namen durch einige Schriften rühmlichst bekannt gemacht hatte, ihm die Schwiegertochter gebracht. Ein begabtes Enkelkind erfreute sein Alter.[1])

Vischers 80. Geburtstag am 30. Juni 1887 sollte nun auch den Beweis erbringen, daß der greise Dichter über diese engen Grenzen hinaus gewürdigt und verehrt wurde. Der Tag gestaltete sich zu einem förmlichen Nationalfest, zu dem die Häuser Stuttgarts mit Fahnen und Blumen geschmückt wurden und bekannte und unbekannte Freunde von nah und fern ihre Dankbarkeit und Liebe bezeugten.

Am andern Tage, nach all diesen ermüdenden Festlichkeiten und Empfängen, hielt Vischer wie sonst sein Kolleg, als der rechte Kämpfer, der nicht vom Platze weicht.

---

[1]) Eine der liebenswürdigsten Dichtungen Vischers ist ihr gewidmet: „Die erste Kunstschöpfung der Enkelin in Sonnetten, verherrlicht vom Großvater", Stuttgart 1886. (Als Manuskript gedruckt.) Das Merkwürdigste ist, daß die so lustig kommentierte Zeichnung wirklich die Äußerung eines künftigen Talentes war, wie die charakteristische Büste Vischers, die seine Enkelin, Frau Lotte Meißner, nach seinem Tode ausführte, es beweist. (In der Stuttgarter Landesbibliothek und im Marbacher Schiller-Museum aufgestellt.)

Damit war der schönste Abschluß dieses reichen Lebens gegeben. Nach einigen glücklichen Sommerwochen, die er im Hause seiner Kinder verbrachte, starb Fr. Th. Vischer am 17. September in Gmunden auf dem Wege nach Italien. Dem aus der Ferne herbeigeeilten Sohne, der an seinem Sterbelager schluchzend zusammenbrach, sagte er, als eines seiner letzten Worte: „Sei ein Mann". Und als Mann ist er selbst gestorben, mit vollem Bewußtsein bis zu seinem Ende — ohne Klage. Nicht nur gedichtet, nein, auch gelebt hat er den Vers, mit dem er die Widmung zu seiner Gedichtsammlung beschloß:

„Fuß über Grüften
Fest auf dem Festen
Haupt in den Lüften
So ist's am besten."

Es sei nun in kurzem Überblick Vischers Wirken zusammengefaßt. Vor allem behauptet er seinen Platz als Ästhetiker, als welcher er allgemein bekannt ist und — nicht immer eingestandenermaßen — benützt wird. Das System seiner Ästhetik (vgl. S. 29 f.), das jetzt zu einer buchhändlerischen Rarität geworden ist, erschien nie in 2. Auflage.[1]) Der Wunsch dieses große Werk von Grund aus umzuarbeiten, hat Vischer durchs Leben begleitet; da aber die ganze metaphysische Begründung und die Einteilung in Paragraphe ihm nicht mehr entsprechend erschien, so hätte der gewaltige Stoff umgegossen werden müssen, und dazu fehlte die Zeit, vielleicht auch die unverbrauchte Kraft.

[1]) Neuerdings bereitet der Verlag der Weißen Bücher, Leipzig — und er übernimmt damit das Erbe der Firma Meyer & Jessen (Berlin) — eine Gesamtausgabe der Hauptwerke Vischers vor, und die Ästhetik dürfte bald erscheinen.

Dagegen hat eine wertvolle selbstkritische Abhandlung,[1]) im wesentlichen die einzelnen Punkte gezeigt, in denen seine Ideen eine Wandlung erfahren haben. Außerdem wurden von Robert Vischer die ästhetischen Vorlesungen seines Vaters gesammelt und in Form einer populären Ästhetik herausgegeben, welche mit einem gediegenen Inhalt den Vorzug leichter Lesbarkeit verbindet.[2])

In seiner schriftstellerischen Tätigkeit könnte man zum Zwecke leichteren Überblicks den Kunstkritiker von dem Politiker, dem Dichter, dem Philosophen und dem Moralisten sondern.[3]) In Wirklichkeit ist immer der ganze Vischer in jeder Schrift enthalten. Als Kritiker hat er sich sein Leben hindurch mit Goethes Faust beschäftigt, dessen zweitem Teile er ebenso kritisch, wie dem ersten bewundernd gegenüberstand.[4]) Er hat sich überhaupt bei aller Verehrung für Goethe das Recht der prüfend abwägenden Betrachtung auch diesem Großen gegenüber nicht nehmen lassen, wie er immer gegen blinde Anbetung eifert. Schiller stand seinem Herzen nahe; die Rede, welche er seinem Andenken anläßlich der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages widmete, gehört zu dem Schönsten, was Vischer geschrieben hat.[5]) Sein eigentliches Ideal aber war

---

1) „Kritik meiner Ästhetik", 5. und 6. Heft Kritische Gänge, Neue Folge (Stuttgart 1860—1875).

2) „Das Schöne und die Kunst." (Stuttgart 1898).

3) Die Werke, in denen die Essays gesammelt erschienen, heißen: Kritische Gänge, Tübingen 1899; Kritische Gänge, Neue Folge, Stuttgart 1861—73; Altes und Neues, Stuttgart 1881—82, Neue Folge 1889 (herausgegeben von Robert V.). In gebundener Form: Lyrische Gänge 1881; Allotria 1892 (herausgegeben von Robert V.).

4) „Die Literatur über Goethes Faust" (Kritische Gänge 1844). „Zum 2. Teile von Goethes Faust" (Kritische Gänge, Neue Folge 1860—1875). „Goethes Faust" (Stuttgart, 1875). „Zur Verteidigung meiner Schrift: Goethes Faust" (Altes und Neues, 1882). Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky, Faust, der Tragödie 3. Teil (1862) 2. vermehrte Auflage 1886.

5) Rede zur 100jährigen Feier der Geburt F. Schillers, gehalten in der St. Peterskirche zu Zürich, 1859 (Altes und Neues, Neue Folge).

und blieb Shakespeare, der Dichter „wie er sein soll, niemals und immer religiös, durch und durch Pantheist". [1])

Bemerkenswert ist seine Vorliebe für seine Landsleute, die Schwaben, welche allerdings eine überraschend große Zahl bedeutender Dichter und Philosophen hervorgebracht haben. Auch Jean Paul wird in einem schönen Essai besprochen. [2]) Hingegen darf es uns billig in Erstaunen setzen, daß Grillparzer bei ihm überhaupt keine Beachtung fand. Anderseits hat er Gottfried Keller, lange Zeit vor seiner allgemeinen Würdigung, seinem echten Werte nach erkannt und eingehend besprochen. [3])

Auf die in geringerer Zahl vorhandenen Aufsätze über bildende Kunst können wir in dieser Arbeit nicht eingehen, da sie zu unserem Thema kaum einen nennenswerten Beitrag liefern.

Einen großen Raum nehmen die politischen Aufsätze ein, wenn Vischer auch in der Politik keinen praktischen Einfluß ausüben konnte. Er war nämlich als echter Achtundvierziger immer geneigt, die Geschehnisse seiner Zeit aus subjektiven oder moralischen Gesichtspunkten zu beurteilen. Er läßt seine Stimme laut ertönen, wenn er glaubt, daß Jemandem Unrecht geschehen soll, mehrmals im Interesse Oesterreichs, während des Krieges vom Jahre 1870 auch für Deutschland: er forderte die Abtretung Elsaß-Lothringens und wollte von einer Schonung des „Erbfeindes" nichts wissen. [4]) Gleichzeitig erbrachte er den Beweis, wie sehr bei ihm die persönlichen Gefühle die Staatsklugheit überwogen, wenn er ungehalten be-

---

[1]) (S. 54) „Shakespeare, in seinem Verhältnis zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen." „Shakespeare's Hamlet" (Kritische Gänge, Neue Folge). „Shakespeare-Vorträge" herausgegeben von Robert Vischer, 6 Bände 1899—1905.

[2]) „Eine Schrift über Jean Paul" (Kritische Gänge, Neue Folge).

[3]) „Gottfried Keller" (Altes und Neues).

[4]) „Elsaß und Lothringen". Beilage zur Allg. Ztg., 30. Aug. 1870.

klagte, daß Napoleon III. als deutscher Gefangener viel zu gut behandelt werde.[1])

Als Moralist hat sich Vischer vielleicht am häufigsten mit den Tiermißhandlungen beschäftigt.[2]) Bei seinen wiederholten Reisen nach Italien verleideten sie ihm mitunter den Aufenthalt und er konnte nicht begreifen, wie ein so liebenswürdiges, kulturvolles Volk in diesem einen Punkte so einsichtslos und grausam sein könne. Auch die Mode rügt er fleißig; daneben allerhand kleine und große Dinge, von der Aussprache des Buchstaben R angefangen[3]) bis zu den Lebensmittelfälschungen. Städtische und staatliche Einrichtungen geben zu mannigfacher Stellungnahme Anlaß.[4])

Den Dichter Vischer werden wir in seinem bedeutendsten Werke eingehend kennen lernen. Doch ist es immerhin wissenswert, daß er sich in allen Kunst-Gattungen versucht hat, und daß das Alter poetisch seine produktivste Zeit war. Die erste Sammlung seiner Gedichte erscheint im Jahre 1881[5]); sie enthält nur wenige Jugendgedichte, dagegen viele aus vorgerückten Jahren. Das rein Lyrische gelingt ihm selten, aber die ganze reiche Skala seiner Erlebnisse und Gedanken spiegelt

---

1) „Der erste bittere Tropfen". Ebenda, 15. Sept. 1870.

2) „Durcheinander aus Oberitalien". Augsb. Allg. Ztg., 12. Juli 1867. „In Sachen der Tierquälerei". Schwäb. Merkur, 10. Dez. 1869. „Ein Wort über Tiermißhandlung". Augsb. Allg. Ztg., Beilage, Dez. 1875. „Ein Wort weiter über die Tiere". Neues Tagbl. Stuttg., 19., 21. und 22. Dez. 1875. „Noch ein Wort über Tiermißhandlung in Italien". Allg. Ztg., 26. Dez. 1875.

3) „Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland". „Zum Schutze der Schutzrede für das R". (Altes und Neues, Neue Folge 1889).

4) Wir greifen einige Titel heraus: „Das akademische Leben und die Gymnastik"; „Ein Wort über die Schmeichelreden der Deutschen bei dem Schützenfest in La Chaux-de-Fonds"; „Zur Frage des Platzes für die Gewerbehalle"; „Polytechnikum und Stadtgarten"; „Die (vorläufig) letzte Handlung des deutschen Reichskanzlers" ꝛc., ꝛc.

5) Lyrische Gänge, Stuttgart 1881 (5. Aufl. 1909). Allotria herausgegeben von R. Vischer, Stuttgart 1892.

sich in seinen Gedichten. Aus derselben Zeit stammt ein Lustspiel, welches vermöge seines Stoffes und des schwäbischen Dialektes zu weiter Verbreitung wenig geeignet ist.[1]) Den Satiriker und Humoristen haben wir an anderer Stelle besprochen; wir werden übrigens alle Themen, denen dieser am schärfsten entgegentrat, im „Auch Einer" vorfinden. Auch Vischers philosophische Ansichten lernen wir in diesem Werke kennen. Seine Weltanschauung findet man am klarsten und ausführlichsten in seiner Abhandlung: K. G. Reuschle, Philosophie und Naturwissenschaft.[2])

Wollen wir uns nunmehr die wesentlichsten Züge des Menschen Vischer in Erinnerung rufen, so können wir sagen:

Vischer war vor allem Kämpfer; ein Kämpfer für freie Wissenschaft, für edles Menschentum, fürs Vaterland, ein Kämpfer für Großes und Kleines, immer bereit sich einzusetzen, wo er irgend ein Unrecht geschehen sah. Und der Kampf setzte sich fort bis in sein innerstes Wesen, in dem anscheinend unvereinbare Gegensätze aufeinander stießen. Der scharfsinnige kritische Denker geht Hand in Hand mit dem schaffenden Künstler; der Reflexionsmensch, der eine wahrhaft fanatische Selbstanalyse betreibt, liebt das Naive; der energische Feind der Kirche ist eine religiöse Natur, ein Stück von einem Romantiker; der trotzig unabhängige Individualist ist überzeugt, daß nur als ein Glied der Gattung der Mensch dauernd wirken könne; dem knorrigen Eigenbrödler gilt nur der Bürger im engen An-

[1]) Nicht Ia. Stuttgart 1889.

[2]) Zur Erinnerung an Fr. Strauß. Altes u. Neues, Stuttgart 1882.

schluß an sein Vaterland. In der Politik überrascht der leidenschaftliche Anteil an den Ereignissen des Tages, das Interesse für das Kleine und Kleinste bei demselben Menschen, der großzügig die Gegenwart aus der Vergangenheit begreift und beleuchtet. Der Mann, der so durchsetzt war mit Persönlichkeit, daß diese auch in seinen streng wissenschaftlichen Arbeiten immer hervorleuchtet, steht doch in freiem Humor über dem eignen Ich; der grobe, oft zynische Humorist verhüllt schamhaft sein Sinnenleben; in seiner Reaktion auf Widerwärtigkeiten energisch bis zur Brutalität, setzt er sein Leben aufs Spiel, um ein mißhandeltes Tier zu schützen; sein gesunder, bis ins achtzigste Jahr arbeitskräftiger Körper ist empfindlich gegen jeden Luftzug.

Wenn wir diesen Tummelplatz widersprechender Gefühle und Eigenschaften betrachten, so begreifen wir psychologisch Vischers tiefinneres Bedürfnis nach Harmonie und seine heftige Reaktion gegen das Zweckwidrige der Wirklichkeit. Wir verstehen aber auch, was für ein starker Wille es gewesen sein muß, der aus diesen heterogenen Elementen den Mann aus einem Guß herstellte, als der Vischer uns trotzdem erscheint. Ein Schwabe, ein echter Deutscher, ein ganzer Mensch, steht er wie ein Fels zwischen der alten und der neuen Weltanschauung: ein schönes Beispiel eines freien Menschen, der auf dem Boden der modernen Wissenschaft eine tief sittliche Philosophie und ein reines Leben begründet hat. Hätte Vischer nicht sonst so großes Anrecht an unsere Dankbarkeit, sein Leben allein würde ihm ein ehrenvolles Gedenken sichern!

III.

Das Werk

A. Inhalt.

Die Erzählung.

Wir haben versucht, Vischers Leben und Wirken in den wichtigsten Punkten darzustellen. Befassen wir uns nun mit dem Werke selbst;[1]) Übereinstimmung und Verschiedenheit zwischen Autor und Helden werden sich dann als natürliches Resultat ergeben.

Da stoßen wir gleich auf eine Schwierigkeit: die Eigenart des Buches macht eine bloße Wiedergabe des Inhalts in gedrängter Form fast unmöglich. Die Fabel tritt immer wieder in den Hintergrund, um der Entwicklung eines Charakters Platz zu machen. Es wird in der Zeit vor und zurückgegriffen; wiederholt durcheilen wir das Leben unseres Helden, und auf jedem dieser Wege werden neue Züge hinzugefügt. Wie der Knabe, der seine bunten Würfel zusammenstellt, am Ende ganz verwundert ist, aus diesen abgehackten Köpfen und durchschnittenen Leibern endlich ein Bild gefügt zu haben, so können auch wir uns des Staunens nicht erwehren, aus so vielen Bruchstücken ein Ganzes werden zu sehen. Dabei ist die Absicht des Dichters eine ähnlich erziehliche: er will seine Leser zur Selbstarbeit nötigen. Und weil er wenig Vertrauen zu ihrem

[1]) „Auch Einer", Eine Reisebekanntschaft, Stuttgart 1879. 2 Bde. Die Jahreszahl darf uns nicht über das wahre Datum des Erscheinens im September des Jahres 1878 täuschen; das Vorausdatieren ist Buchdruckergepflogenheit. Daneben eine einbändige Volksausgabe. Dzt. 57. Tausend der Gesamt-Auflage. Die 3. Aufl. wurde von Vischer mit wenig einschneidenden Abänderungen versehen. Wir zitieren nach der viel verbreiteteren Volksausgabe.

guten Willen hat, so zwingt er sie durch die Art seiner Darstellung zu der unbequemen Tätigkeit — ein gefährliches Experiment, das jedem zu widerraten wäre, der nicht so glänzende Geistesgaben dabei einzusetzen hätte.

Wir haben es mit einer Rahmenerzählung zu tun, in der zwei verschiedene Erzähler in der ersten Person sprechen. Das eine „Ich" ist der Herausgeber, der in der Schweiz auf dem Dampfboot einen interessanten Herrn — das andere Ich — kennen lernt, mit dem er im Verlaufe ihrer, dem gleichen Ziele zustrebenden, Reise immer wieder zusammentrifft; denn zu dauernder Gemeinsamkeit kann sich der grimmige Sonderling nicht entschließen. Auch nicht zur Nennung seines Namens, weshalb er in den Notizen des Herausgebers als A. E. (Auch Einer) bezeichnet wird. Der Zufall will, daß diese Initialen mit den wirklichen Albert Einharts übereinstimmen. Doch entwickelt sich ein Gefühl herzlichen Verstehens zwischen den Gefährten und schließlich verspricht Einhart seinem neuen Freunde aus Italien seine Pfahldorfgeschichte zu schicken, welche dieser, wenn anders sie ihm wertvoll scheine, nach dem Tod ihres Verfassers veröffentlichen dürfe.

Hier müßte die Geschichte eigentlich zu Ende sein, da Albert Einhart sich des banalen aber nützlichen Adressenaustausches zum Zwecke der Wiederfindung des Reisekameraden beraubt hat; zum Glücke stehen dem Dichter Zufallsmöglichkeiten zu Gebot, die ihm aus solcher Verlegenheit heraushelfen können.

Auf einer kleinen Umsteigestation, auf welcher der Erzähler seinen Zug erwartet, springt in höchster Eile ein Herr in einen abfahrenden Zug. Die Tasche seines bloß umgehängten Rockes verfängt sich in die Schnalle der Waggontüre, wobei ihr eine Brieftasche entfällt. Dieser Herr ist niemand anderer als Albert Einhart, Bezirkspolizei-Direktor außer Diensten und seine Paßkarte gibt die erforderliche Nachricht über seine Person. So ist dem glücklichen Finder die Aufnahme weiterer Beziehungen ermöglicht.

Als nach einigem Zögern dieser sich zum Besuch Einharts entschließt, trifft er ihn nicht mehr am Leben. Seine Haushälterin und Verwandte, Frau Hedwig, berichtet über sein Leben und über seinen Tod. Ein junger Assessor und Freund des Verstorbenen, sowie seine Tischgesellschaft ergänzen diesen Bericht; sie alle bleiben aber naturgemäß mehr am Äußerlichen haften. Um uns auch einen Einblick in die Seele des Verschlossenen zu verschaffen, werden uns verschiedene Schriften mitgeteilt, welche er testamentarisch dem Herausgeber vermacht hat, besonders aber das Tagebuch, welches den größten Teil des 2. Bandes ausfüllt.

Überblicken wir noch einmal kurz die Anordnung. Nach unserer ersten Bekanntschaft mit dem 50jährigen Helden, welche durch die Kenntnis seiner bedeutendsten Dichtung vertieft wird, erfahren wir Bruchstücke aus seinem Leben und seinen im Jahre 1870 erfolgten Tod in zwei verschiedenen Erzählungen seiner Haushälterin, einem Bericht eines jungen Freundes und dem ausführlichsten Komentar, dem Tagebuch, das selbst noch durch die Erzählung eines anderen Herrn ergänzt wird, also in vier, oder genauer fünf, ineinander greifenden Berichten, welche man dem Rahmen einfügen muß, um ein Gesamtbild zu erhalten. Dies gelingt wohl erst bei wiederholter Lektüre, wo man dann freilich staunt, wie kunstvoll verschlungen das Gewebe ist.

Sehen wir uns unseren Reisefreund ein wenig genauer an. Das erste, was wir von ihm erfahren, ist sein Zusammenstoß mit einem banalen Schwätzer, einem Geschäftsreisenden in „Baumwolle, Zigarren oder Rotwein", wie sie jeder Vergnügungsreisende schon zu seiner Verzweiflung kennen gelernt und verwünscht hat. Der von ihm direkt herausgeforderte A. E. ist im Begriffe, sich seinen — und unseren — Grimm vom Herzen herunterzureden, als ihn im besten Zug ein Hustenreiz überfällt, der ihm das Weitersprechen unmöglich macht. Dieser kleine Zwischenfall bringt ihn in namenlosen Zorn; er reißt die Türe des Postomnibusses auf, um hinauszuspringen, stürzt dabei zu

Boden in den Schmutz und ruft den lachenden Zuschauern seinerseits ein höhnendes: „Amplifikatio, Ignoranten!“ zu.

Wir erfahren, daß Albert Einhart ein durch die „Tücke des Objektes“ beispiellos geplagter Mensch ist. Eine überaus empfindliche Haut liefert ihn jedem Luftzug als Beute aus, so daß dem kaum geschwundenen Katarrh ein neuer folgt. Das ist noch nicht genug. Alles Objekt erweist sich ihm als feindlich. Die Brille, der Uhrhaken, der kleine Schlüssel, die Hemdknöpfe, die Zwickerschnur, Schreibfeder und Papier, jeder einzelne Gegenstand hat seine besondere Art, ihn zu quälen, den Mann, dessen Zeit zu kostbar ist, um in solch kleinlichem Kampf vergeudet zu werden. Anders die Frau; sie ist für das „Bagatell“ organisiert, es ist ein Teil ihres Lebenszweckes.

Die eigentlichen Ursachen dieser Leiden sind die teuflischen Dämonen, die im Objekte hausen, und die es sich zur Aufgabe machen, an ihrem Überwinder, dem Menschen, Rache zu nehmen. So kommt es zu einem förmlichen Krieg, in dem A. E., wenn er Sieger bleibt, keinen Pardon gibt. Im kleinen Zornesausbruch oder im großen, feierlichen Opferakt — „Supplicium“ genannt —, wird das animose Objekt zertreten oder zerschmettert, der Vernichtung preisgegeben. Verbinden sich mehrere Teufel, um in kombinierter Aktion dem Menschen vielfache Pein zu bereiten, so wird dies tückische Hauptstück mit dem — der griechischen Rhetorik entlehnten — Worte „Amplifikatio“ bezeichnet, was wir allerdings erst viel später erfahren. Ähnlicher Rätselworte bekommen wir mehrere versetzt, werden aber dann für unser Warten durch eine lustige Aufklärung entschädigt.[1])

Dieser erbitterte Kampf gegen die kleine Alltäglichkeit des Lebens, der seine wahre Ursache in dem idealen Streben und

---

[1]) Z. B. auch das sonderbare „Tetem“, welches Einhart dem Erzähler als einzige Erwiderung auf dessen Standrede zuruft (S. 38) und ihm damit nicht nur ein unverständliches Wort, sondern eine Lautfolge gibt, die ihn verfolgt und peinigt (S. 47), wird erst nach Einharts Tod (S. 287) aufgeklärt.

der Feinfühligkeit unseres Helden hat, drängt ihn zur Einsamkeit und überschattet sein ganzes Wesen mit stiller Wehmut. Von den Menschen weg, die immer etwas finden, um ihn zu verletzen, treibt ihn seine liebebedürftige Seele zum Tier. Hund und Katze sind seine Hausgenossen; ihre drolligen Einfälle belustigen ihn, er wird nicht müde, sie zu beobachten. Andererseits nimmt er sich jedes leidenden Tieres an, das ihm über den Weg läuft. So trifft er auf seiner Fußwanderung von Brunnen nach Flüelen einen Bauernburschen, der breit auf seinem Handwagen niedersitzt und sich von seinem Hunde ziehen läßt, den er noch obendrein mit der Peitsche zur Eile antreibt. Albert Einhart macht ihn auf das Ungehörige dieses Betragens aufmerksam, da der Hund als Pfotentier nur ganz geringe Lasten zu ziehen befähigt sei. Auf eine herausfordernde Antwort des Treibers gerät Einhart mit ihm ins Handgemenge und bezwingt den Fuhrmann. Dem Überwundenen gibt er Geld zur Anschaffung eines Esels an Stelle des Hundes und verspricht ihm ein weiteres Geldgeschenk, wenn er auch nur einen Mitbürger zum gleichen Austausch überreden könne.

In gemeinsamem Wandern mit dem Herausgeber, der ihn bei seiner tierfreundlichen Tat angetroffen hat, entwickelt nun A. E. seine Gedanken über Architektur und Dichtkunst, über Gott und Natur, die alle mit seinen fixen Ideen im Zusammenhang stehen. Wir lernen den originellen Kauz näher kennen, der tief in seiner Sonderbarkeit drinnen steckt und sich bisweilen doch auch durch humoristische Darstellung und bewußte Übertreibung über sie erhebt.

In Flüelen trifft er mit einer schönen jungen Frau, Cordelia, zusammen, die mit ihrem Vater und zwei Söhnen von Schottland nach Italien reist. Er schließt sich als alter Bekannter der Gesellschaft an. Starke Bande einer tiefen Neigung knüpfen ihn an Cordelia, die Witwe eines Freundes. In Bürglen an der Wirtstafel ist er aufs eifrigste um sie bemüht; da spielt ihm ein Dämon den schlimmsten Streich: Ein plötzlicher Niesreiz

überfällt ihn und er beschmutzt den Teller einer Dame aus der Gesellschaft Cordeliens; ein Kellner macht durch seine Ungeschicklichkeit den peinlichen Vorgang noch auffälliger. Einhart verschwindet wortlos und trennt sich von der geliebten Frau. Der kleine an sich unbedeutende Vorfall hat das Maß seiner Verzweiflung übervoll gemacht. Der Mensch, ein Wesen, welches zu allem Großen geschaffen und befähigt ist, welches mit seinen hohen Gefühlen und seinem starken Bewußtsein der Zwecke der Gottheit so nahe steht, soll immer und ewig in seinem Willen durchkreuzt werden, gegen unsichtbare Feinde kämpfen, vor ihnen zittern! Nimmermehr! Einen fast unzugänglichen Felsen in der Schöllenenschlucht hat er erstiegen, unter ihm tobt die Reuß, um ihn stürmt der Föhn und raubt ihm vollends die Besinnung. So steht er im wehenden Mantel und schleudert furchtbare Verwünschungen gegen den „ewigen Gott, der nicht ist". Im nächsten Augenblick wird er sich in die Tiefe stürzen.

Der Herausgeber, den er in Bürglen zurückgelassen hatte, ist ihm inzwischen nachgekommen. Angesichts der Gefahr sucht er sich Einhart zu nähern, stürzt aber bei dem Versuche selbst ab. Jetzt kommt Einhart ihm zu Hilfe, sie kollern mitsammen den Abhang hinunter und finden sich wenig verletzt am Ufer der Reuß. A. E. hat diese Krisis eine gewisse Erleichterung gebracht. Eine feinsinnige, künstlerische Bemerkung in solchem Augenblick beweist seine Geistesfreiheit. Beim gemeinsamen Mahl in Göschenen herrscht eine hellere Stimmung vor. Einhart reitet sein Steckenpferd und beweist an der Hand von Beispielen, daß alle Geschichte gefälscht, ungründlich geschrieben sei; unterlasse sie es doch zu zeigen, daß die Ursache einer plötzlichen Wandlung in dem Leben eines großen Mannes auf einen Stockschnupfen, einen plötzlich abgerissenen Hosenknopf, ein brennendes Hühnerauge zurückzuführen sei. Hatte er schon früher ausgeführt, daß Wilhelm Tell eine ganz verfehlte Tragödie sei, da der Held bei dem kühnen Sprung von dem nassen Stein zweifellos ausgeglitten und ins Wasser gefallen wäre, was den

ganzen weiteren Verlauf umgestoßen hätte,[1]) so zeigt er jetzt, daß Othello die einzig wahre Tragödie der Weltliteratur ist. Nur der Schnupfen, der erst dumpf im Helden wühlt, und allmählich mit fürchterlicher Vehemenz losbricht und seinen Geist umnachtet, könne seine Wuttat erklären. Daher auch der verzweifelte Ruf nach dem Schnupftuch zum Schluß.[2])

In ähnlichen Schnurren entwickelt er seine neue architektonische Einteilung in den rein katarrhalischen oder klassischen Stil, den Katarrh- und Frostbeulenstil, bisher als gotischer bekannt, und den reinen Segensstil der Zukunft, je nach ihrer Rücksichtnahme auf den Luftzug. Nach einer gemeinsamen Opferhandlung, bei der ein ganzes Speiseservice, unter dem Jubel der Straßenjugend, vom Fenster aufs Pflaster geschleudert wird, trennen sich die neugewonnenen Freunde ohne viele Worte, aber mit warmen Gefühlen. A. E., in seiner Herzenseinsamkeit, wandert allein weiter nach Italien.

Bisher haben wir in unserem Helden einen geistreichen Narren kennen gelernt, den die Tyrannei des Alltags zur Verzweiflung treibt, einen Eigenbrödler mit viel Herz für arme Menschen und Tiere, einer leicht überlaufenden Galle und ruhiger Besonnenheit in ernster Gefahr. Wir interessieren uns für den originellen Kauz, über den wir herzlich gelacht und uns reichlich geärgert haben; manch einer wird im Verdruß das Buch sogar weggelegt haben, um es — etwas später — wieder aufzunehmen. Die Pfahldorfgeschichte lassen wir vorläufig beiseite und suchen mehr von dem Leben A. E.'s zu erfahren.

Fünf Jahre sind vergangen, als ein plötzlicher Tod Einhart erreicht. Ein ähnlicher Vorfall, wie wir ihn in der Schweiz miterlebten, nur daß es sich diesmal um ein überlastetes Pferd handelte und der Fuhrmann Zeit hatte sein Messer zu ziehen. Albert Einhart wird tödtlich verwundet, und er stirbt gerne;

[1]) S. 34 f.

[2]) S. 66 f.

denn er meint, daß sein Tod dem eines Kämpfers in der Schlacht, den er sich immer gewünscht hatte, nicht ganz unähnlich sei, und daß er jetzt wenigstens „keinen mehr" kriegen könne. Die wenigen Stunden, die ihm bleiben, verwendet er zu letztwilligen Anordnungen, vermacht sein Vermögen seiner treuen Haushälterin — denn er ist unverheiratet — seinen literarischen Nachlaß dem Reisekameraden, nimmt von seinen geliebten Tieren Abschied und jubelt noch einmal über das endlich geeinigte Vaterland. Sein letztes Wort gilt der geliebten Frau, die er an der Hand seines Freundes, ihres verstorbenen Gatten Erik, zu sehen glaubt; sie beide kommen, um ihn zu begrüßen.

Für seine Grabschrift hatte A. E. folgendes ausgedacht: „Hier ruht nach ...... jährigem redlichem Kampf gegen das verfluchte Objekt Albert Einhart, weiland Vogt, fernerhin nur Mensch, geboren den 1. Juli 1815." Der Ortsgeistliche hatte so lebhaft gegen das „verfluchte Objekt" protestiert, daß die Tafel an dieser Stelle eine Lücke aufweist.[1])

Suchen wir nun an der Hand der Tagebuchaufzeichnungen und der ergänzenden Berichte Genaueres über das Leben unseres Helden zu erfahren, ohne uns um die vom Dichter eingehaltene Aufeinanderfolge zu bekümmern.

Von der Jugend und Entwicklung Einharts hören wir so gut wie nichts. Bei Beginn des Tagebuches sind wir im Jahre 1847, in einer kleinen, fränkischen nicht näher bezeichneten Stadt, wo der 32 jährige Mann eben seinen Dienst als Polizeibeamter angetreten hat. Seine Wirksamkeit macht ihm Freude und ist auch von Erfolg begleitet. Es gelingt ihm, eine gefürchtete, unter kommunistischer Führung stehende Diebsbande mit eigener Lebensgefahr einzufangen, ein strammes Landjägerkorps zu organisieren und in Gefängniswesen, Spitälern, Straßenreinigung Besserungen einzuführen. Dabei ist er von unbeugsamer Rechtschaffenheit, lehnt ab auf die Wahlen Einfluß zu

---

[1]) S. 285.

nehmen, wie es die Regierung gerne haben möchte, und geht mit unerbittlicher Strenge vor, wo er auf Tierquälerei, Schwindel oder Wucher stößt. Manchmal geschieht es ihm, daß er in der Katarrhwut zu hart straft. „Da sieht man, wohin es einen bringt."

Daneben befaßt er sich mit Philosophie und Dichtkunst, widerlegt den Pessimismus Schopenhauers, dem er sich doch verwandt fühlt, analysiert mit feinem Verständnis poetische Werke, liebt seine Haustiere und verdonnert die Menschen. Die Politik verfolgt er mit lebhafter Anteilnahme.

Das Tagebuch berichtet auch getreulich über den Stand der ewig sich erneuernden Katarrhe, die schließlich auszuarten drohen, so daß der Arzt einen Jahresurlaub für notwendig hält. Eine italienische Reise lassen die Sommermonate nicht ratsam scheinen. Einhart entscheidet sich für Norwegen.

In dieser erhabenen Natur, die seine Phantasie mit den altnordischen Götter- und Heldengestalten bevölkert, begegnet er tiefstem menschlichem Erleben. Auf einer seiner ersten Stationen am Ufer eines Sees angekommen, sieht er sich vergeblich nach Fahrgelegenheit um; eine kleine Gesellschaft, bestehend aus 2 Herren und einer Dame in einem Nachen, fordert ihn zur Mitfahrt auf. Einhart nimmt gerne an. Die Dame ergreift selbst das Ruder. Im Kahne stehend, in freier, kraftvoller Bewegung enthüllt sie die Pracht ihrer Glieder. Der Wind wühlt in ihren goldblonden, metallisch schimmernden Locken, der aufgeregte Tindsee begleitet ihr düsteres, wildes, triumphierendes Lied von Herrn Olaf, der auf seinem schwarzen Rappen am Meeresstrand reitet, bis ihn die Nixe zu sich in die Tiefe lockt und ihn alte Liebe und Treue vergessen macht.

Einhart, im Innersten ergriffen durch den Zauber der Sängerin will sich nicht mehr von ihr trennen. Goldrun ist elternlos. Dyring, ein Freund ihres verstorbenen Vaters, ist ihr Beschützer und Lehrer. Er führt die ungewöhnlich begabte Schülerin in die Weiten des griechischen Geistes ein und ent-

hüllt ihr eben die Ideenwelt Platons. Arnhelm, ein junger Lyriker, hat sich als Freund und Mitlernender angeschlossen. In einer höheren geistigen Welt begegnen sich diese drei Menschen. Entzückt gesellt sich Einhart zu ihnen.

Während Goldrun ihrem neuen Verehrer die entsinnlichende Kraft der Seelenliebe schildert, faßt sie in langem, warmem Drucke seine Hand. In freier Kühnheit steigt sie über tosenden Wassern die steile Felswand bergan, steht sie schwindellos über dem Abgrund. Sie fühlt Einharts heißes Begehren und gibt sich ihm bald darauf als königliches Geschenk. Vergeblich suchen ihm seine Teufelsgeister den Weg zu verstellen; er erobert sich sein Glück dennoch, sieht es aber schnell durch eifersüchtige Gedanken getrübt. Bald ist es Dyring, bald Arnhelm, dem er einen Blick, einen Kuß neidet. Goldrun selbst wird ihm unheimlich; ihre Launen, ihr Hohn beunruhigen ihn, er zweifelt an ihrer Wahrheitsliebe, ihrer Güte. Als er eines Tages sehnsuchtsvoll zu ihr eilt, findet er sie in den Armen Arnhelms. Er beschimpft, er schlägt, er brutalisiert sie und reißt sich geängstigt aus ihrer Nähe, weil er sie, die er verachten muß, mit furchtbarer Glut weiterliebt.

Bis ans Ende der Welt möchte er stürmen, um seinen Träumen, seinen Gedanken, seinen heißen Wünschen, um sich selbst zu entfliehen. Auf einer Bärenjagd wird er verwundet und von einem jungen, schwedischen Arzt Erik geheilt. Einsam, zu Tode traurig, schleppt er sich durch das wüste Hochland Norwegens; in der großen Natur, im wilden Sturm sucht er Vergessen, sucht Schlaf — aber überall, im Berg, im Wasser, im Traum erscheint ihm Goldrun, das dämonische Weib. Da kommt ein Brief von ihr; in griechische Sprache und in griechische Poesie gehüllt, als Sappho ruft sie den fernen Geliebten zurück: Dyring, der „Deuter des göttlichen Platon" sei gestorben und habe sterbend den fernen Freund genannt. An ihn wende sie sich, die Einsame, da auch Arnhelm, der ihren Geist auf kurze Zeit geblendet, nicht mehr bei ihr weile.

Widerstandslos folgt Einhart dem Rufe. In ungeduldiger Hast jagt er zur Geliebten. Wo die Eisenbahn fehlt, eilt er zu Schiff, zu Pferd, zu Fuß, alle Möglichkeiten erschöpfend, die ihn dem Ziele näher bringen. Im Baldurshag genießt er selige Tage.

Doch kurz währt nur der Rausch des vollen Glücks. Unheimlich wird's ihm in der Nähe der Geliebten, ein unerklärliches Grauen schüttelt ihn, als wäre sie ein Wesen aus einer anderen Welt. In einem Momente trauten Beisammenseins sagt sie es mit zynischer Gleichgültigkeit, daß sie auch Dyrings Geliebte gewesen sei. Was Einhart als entsetzliche Ahnung flüchtig über den Geist gehuscht war — grausige Wirklichkeit! Unter der Maske des väterlichen Freundes hat Dyring sein trügerisches Spiel gespielt, die Hoheit des Geistes für alle Zeit geschändet. Goldrun, seine Geliebte, auch die Arnhelms und Dyrings! In wüstem Wirbel drehen sich die Gedanken in seinem Kopf und treiben ihn zu schrecklicher Tat.

Hier bricht das Tagebuch ab und ein Verwandter Eriks, der Vater seiner Gattin, der Schotte Mac-Cormon, ergreift das Wort, um zu erzählen, was weiter geschah. Aus den Traumworten eines Fieberkranken, aus der Mitteilung des Arztes, aus einzelnen Erinnerungen Albert Einharts spinnen wir selbst den dunkeln Faden.

Zuerst durchzuckt den Unglücklichen der Gedanke, Goldrun zu töten. Aber sie ist ein Weib und genügt seiner Rache nicht. Dyring, der ihm gelogen, der seine Liebe und Verehrung gestohlen hat, er wird der Gegenstand seines wildesten Hasses. So zieht zu nächtlicher Stunde Einhart aus. Mit Haue und Dolch bewaffnet, eilt er zum Grabe Dyrings und wühlt und gräbt die Erde auf, bis er auf den Sarg stößt. Er zerschlägt den Deckel, er versenkt den Dolch tief in die Brust des Toten, des halbverwesten Leichnams und stößt wieder und wieder zu, bis seine Leidenschaft gekühlt ist. Dann stürzt er zu Goldrun. Mit den Worten: „Da hast deinen Platon," schleudert er ihr

den Dolch an den Kopf, im Flug ihre Stirne ritzend. Auf der Brücke zu Goldruns Haus war Einhart eine dunkle Gestalt begegnet, die er packt und ringend ins Wasser stößt.

Dann umhüllt Bewußtlosigkeit seinen Geist. So findet ihn Erik, der junge Schwede, der ihm erst vor kurzem in den Bergen die Wunde geheilt hat und ihm auch menschlich nahe gekommen war. Er errät, was vorgefallen ist. — Mit der Geschicklichkeit eines Sherlock Holmes kombiniert, vertuscht, verheimlicht er. Eben im Begriffe nach Christiania zu übersiedeln, wo er sich vermählen soll, nimmt er den Schwerkranken mit sich und pflegt ihn, während langer Wochen eines heftigen Nervenfiebers. Mit der Genesung kehrt Einhart die Erinnerung wieder; das Bewußtsein seiner Tat ist ihm unerträglich, und neue Betäubung umhüllt gnädig seinen kranken Geist.

Als er die Augen abermals öffnet, umschwebt ihn die Lichtgestalt von Eriks junger Frau, Cordelia. Als Kind eines schottischen Vaters und einer italienischen Mutter zeigt sie in ihrer Schönheit eine wunderbare Mischung von Nord und Süd. Sie ist ein feiner, stiller, guter Mensch mit einer süßen, weichen Stimme und die Berührung ihrer Hand beruhigt den wilden Schmerz in des Kranken Brust. Trotzdem sie seine Verirrung und seine schwere Schuld kennt, scheut sie ihn nicht.

Da geht ein Kriegsruf durch deutsches Land. Cordelia bringt dem Genesenden die Kunde und fordert ihn auf mitzuarbeiten an der Befreiung Schleswig-Holsteins. Einhart stimmt begeistert zu. Er verläßt das Land, das ihm nach kurzer, wilder Lust furchtbare Qual und Reue, aber auch eine reine Liebe gebracht hat, und schließt sich einer Schar Freiwilliger an. Mitten im Handgemenge versagt sein Gewehr — die Dämonen rüsten ja nie ab! — der Gegner trifft mit einem Säbelhieb den rechten Arm des Wehrlosen und macht ihn kampfunfähig. Kurz darauf der Waffenstillstand von Malmö und die Rückkehr A. E.'s in seine Amtstätigkeit.

Sein Leben verläuft nun im alten Geleise. Durch energische

Arbeit sucht Einhart alle Erinnerung fern zu halten; blitzartig zuckt das Bild der schönen Teufelin in ihm auf und verleidet ihm jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Ehe. Um so lieber nimmt er eine arme Verwandte als Wirtschafterin in sein Haus, Frau Hedwig, welche jung einen geliebten Gatten verlor. Die ursprünglich aus Wohltätigkeit geübte Handlung gereicht ihm selbst zum Segen. Frau Hedwig erweist sich als tüchtig und verständig, sie bringt Ordnung in sein vernachlässigtes Hauswesen; doch läßt sich die kluge, vernünftige Frau von seinem Koboldwahn anstecken, so daß sie noch nach seinem Tode an Gläsern das Strafgericht ausübt. Seine liebste Zerstreuung und Abwechslung ist das Reisen. Bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Schwaben zu Dienstzwecken lernt er Land und Leute kennen und tut tiefe Blicke in die Seele des Volkes.

Die Zeit bis zum Jahre 1860 vergeht ohne äußere Ereignisse. Da nötigt ihn abermals seine Gesundheit zu einem Urlaub, der mit der Beförderung an einen größeren Ort zusammenfällt, und diesmal führt ihn sein Weg über die Alpen. Auf dem Schlachtfeld von Solferino erbittert er sich gegen Napoleon III, „den glücklichen Croupier“; in Verona, Bologna, Florenz, Siena überwältigt ihn die rührend unreife, aber doch schon zur Größe sich streckende Kunst der Frührenaissance, in Perugia wallfahrtet er zu dem Stammhaus Cordelias, der er in seinem Herzen einen wahren Madonnenkultus weiht. So sehr ehrt er in ihr die Frau des Freundes, daß er sich ihr auch in Gedanken nur kniend nähert.

Das alte Rom, wo die Denkmäler vergangener Größe dem Einzelwesen seine Endlichkeit in Riesenschrift vor Augen führen, bewegt den Eindrucksfähigen in tiefstem Inneren. „Das alles,“ meint er, „ist zu groß, als daß deine Grillen, deine Ich-Aushegungen, Ich-Brütungen, Hirnschnaken dagegen bestehen könnten.“ [1])

---

[1]) S. 436.

Zurückgekehrt kann er in seiner neuen Heimat im größeren Wirkungskreis gegen das Umsichgreifen der Korruption kämpfen; dabei quält ihn der Gedanke an all das Unrecht, das er nicht erreichen kann, da man ja bekanntlich nur die kleinen Diebe hängt, während man die großen laufen lassen muß.

Seine Amtstüchtigkeit hilft ihm über einen bösen Zwischenfall hinweg, der sonst üble Folgen hätte haben können. Ein Bologneser Hündchen „aus vornehmem Hause" erweist sich als vollkommen widerspenstig und unfähig zur Besserung und verfällt der Strafe, welche sonst nur über das „tückische Objekt" verhängt wird. Bei der Vollziehung des Gerichtsaktes will es „der teufliche Rank des Zufalls", daß das „pelzige Wurfgeschoß" aus dem Fenster einem eben vorübergehenden großen Herrn, einem Ministerialrat und Abteilungschef an den Kopf fliegt, und ihn zu Fall bringt.[1] Der wollte klagen „wegen Werfung eines Hundes an den Kopf",[2] doch gelang es mit Hinblick auf die Verdienste Einhart's, ihn von seinem Vorsatz abzubringen.

In den Sechzigerjahren wird Albert Einhart als Abgeordneter in die Kammer gewählt; das Volk ehrt in ihm den Kämpfer für die Einheit Deutschlands, die Regierung den Mann der Ordnung. Er nimmt die Wahl an, welche Ursache seines Falles werden soll. In einer Debatte über die Wiedereinführung der Prügelstrafe ergreift er das Wort, um diese Absicht als ein Symptom der Reaktion zu geißeln, welche ihre vornehmste Aufgabe darin sehe, die Würde des Volkes mit Füßen zu treten; dann aber kommt er auf eine einzige Ausnahme zu sprechen, die im Falle der Tierquälerei zu machen sei, wo der Täter verdiene, auf öffentlichem Platz ausgepeitscht zu werden. Seine Narrheit reißt ihn im weiteren Verlauf zu den absurdesten Paradoxen hin, die von allen Seiten Stürme der Empörung hervorrufen. In der Aufregung schlägt seine

[1]) S. 449.

[2]) S. 281.

Stimme um, er wird zum Gegenstand allgemeiner Heiterkeit. In seinem Wahlkreis entwickelt sich ein Nachspiel: Volkshaufen belagern sein Haus, in dem Frau Hedwig krank zu Bette liegt. Steine fliegen ins Fenster. Einhart greift nach dem Gewehr und schießt in die Menge. Ein Mann aus dem Volke wird getötet.

Das Gericht spricht ihn frei, doch die Entlassung, welche er schon vorher eingereicht hatte, wird sofort angenommen. Manche Dinge, über die man sonst hinweggesehen hatte, wurden ihm jetzt angekreidet: seine häufigen Fehler in den Amtsrechnungen, seine Liebhaberei für Kunst und Philosophie, seine freiheitliche Gesinnung.

Albert Einhart leidet unter der Freiheit von allen Berufspflichten. Wenn er auch, statt zu klagen, sagt: „Auch gut; jetzt les' ich in meinen Büchern, schreibe etliches nieder, prügle ab und zu einen argen Tierquäler und exekutioniere einiges allzu rebellische Objekt",[1]) so fühlt er es doch, wie ihm der „Pflichtzwang der Stunde" fehlt,[2]) wie hilflos er seinen Teufeln ausgeliefert ist.

Schmerzlich berührt ihn auch die Nachricht von dem Tode seines Freundes Erik, der ihm in der bittersten Zeit seines Lebens in treuer Mannheit zur Seite stand. Aber er war ja auch Cordelias Gatte, zu der nun der Weg frei wäre. Ein ungemeines Zartgefühl hält ihn auch jetzt noch von der Witwe seines Freundes fern. Da scheint der Zufall ihm zu Hilfe zu kommen. Auf seinem zweiten Pilgerzug nach Italien, in Flüelen, trifft er Cordelia.

Wir haben gesehen, wie der Glücksfall sich ihm verwandelt, wie er verzweifelt seinem Leben ein Ende machen will und von seinem Reisefreund gerettet wird. Damals haben wir ihn kennen gelernt. Nach dem peinlichen Vorfall weicht er Cordelia aus, deren Wagen er wiederholt erblickt, da sie dem gleichen Ziele zustreben. Als bloßer Freund kann er sich ihr nicht nähern,

---

1) S. 285.

2) S. 468.

als Geliebter wagt er es nach allem Vorgefallenen nicht, wenn auch die Sehnsucht in seinem Herzen aufschreit.

In Venedig vollendet er seine Pfahldorfgeschichte; die Ruhe dieser toten Stadt legt sich als Balsam auf seine Leidenschaft. Langsam löst er sich vom Leben ab, „auch so eine stillgewordene alte Stadt". [1]) Die Größe und Ruhe des Meeres über dem wilden Leben in der Tiefe wird ihm zum Symbol.

In den nächsten Jahren geht in Einharts Leben äußerlich nichts vor. Sein Tagebuch verzeichnet Gedanken aller Art, vermischt mit Produkten seiner närrischen Laune. Den Krieg des Jahres 1866 erlebt er in starker Erregung mit. Seine Sympathien wenden sich langsam von Oesterreich ab, von dem nichts mehr zu erwarten wäre.

Das Jahr 1870 findet ihn abermals in Italien. Vorher hatte er das Tal besucht, in dem er hinter stillen Klostermauern vier Jahre seines Lebens verbracht hatte, und in einem ergreifenden Gedicht die Jugend vor seinem Geiste neu erstehen lassen. Seine Stimmung ist weich, wie die eines Menschen, der sich seinem Ende nähert. Sein warmes Mitgefühl für die Hilflosigkeit menschlichen Leidens löst sich auf in der Hoffnung auf einen neuen Luther, der aus der Verwirrung Führer werden kann. In ihm selbst zittert die Sehnsucht nach der geliebten reinen Frau, die ihm in bedeutungsvollem Traume als Engel des Heils erschienen ist. Sein Leben hat er in diesem Traume wie in einem Spiegel vorüberwallen sehen: aus dem erschütterten Erdreich, dem feuerspeienden Ätna hat sich als Lenkerin eines Drachengespannes Goldrun erhoben, das Bild heißer, unbezähmter Sinnenlust. Sie gibt sich für die heilige Rosalia aus und verlangt Anbetung. Dem Volk ist es, als wäre die Wunde auf ihrer Stirne ein Kreuz und gläubig sinken sie in die Knie. Jetzt wirbelt eine zweite Figur aus dem glühenden Krater in die Höhe. Es ist Dyring, in der Maske

---

[1]) S. 480.

des Lustigmachers, der falsche Platon, dem die höchsten Güter des Lebens nichts als die Hülle waren, hinter der er sein wahres Wesen gemeiner Sinnlichkeit verbarg. Aus dieser verzehrenden Glut sinkt der Träumer in die wunderbar kühle Tiefe des Meeres. Er steht vor einem Heiligenschrein, der sich öffnet, und sieht auf erhöhtem Felsen im zauberhaften Licht, ganz in zartes Blau getaucht, Cordelia liegen. Er begrüßt sie als seine Retterin. Sie reicht ihm ihre kühle Hand zum ewigen Bunde und verheißt ihm Vergebung. „Das kühle Lichtblau hat alles, alles abgewaschen.“ [1])

So hat Einhart im Traum Versöhnung gefunden und Vereinigung mit der Geliebten. Ein fremder Herr, den er zufällig kennen lernt, erweist sich als Eriks Bruder und teilt ihm mit, daß Cordelia mit dem Tode ringt. Jetzt gilt kein Zögern mehr. In Assisi findet er sie, umgeben von ihren weinenden Angehörigen. Erschüttert sinkt er an ihrem Lager in die Knie, überströmt ihre Hand mit Tränen und mit Küssen und empfängt aus ihrem Munde, mit dem letzten Lebewohl, zum zweitenmal die Kunde von einem Krieg, diesmal gegen Frankreich.

Damit endigt das Tagebuch und das Buch. Von Frau Hedwig haben wir schon früher erfahren, daß Einhart nach seiner Rückkehr aus Italien wie verklärt erschien. Ein Sturz vom Pferd vereitelte seine Absicht, sich als Krieger in die Reihen der Seinen zu stellen. Mit dem Jubel und der Freude über die Siegesnachrichten kämpft die Angst vor den Folgen des Sieges und vor dem moralischen Versinken seiner Landsleute. Kurz nach dem Tage von Sedan erliegt er seiner Wunde und gibt gerne ein kampferfülltes, vollendetes Leben auf.

Sokrates gleich wollte er dem Asklepios einen Hahn opfern lassen, steht aber dann, ganz er selbst, von diesem Vorhaben ab, damit der Gockel noch eine Weile „fröhlich und stolz scharren und krähen und sein Hühnervolk beherrschen“ könne. [2])

[1]) S. 528 ff.

[2]) S. 278.

Damit hätten wir in großen Zügen den wesentlichen Inhalt des „Auch Einer" gegeben. Von den zahlreichen kleineren und größeren Einschiebungen, die oft bloß die poetische Gestaltung einer Narrheit sind, den Gedichten, dem „System eines harmonischen Weltalls", der Pfahldorfgeschichte sprechen wir an anderer Stelle. Auch auf die Komposition kommen wir zurück. Da das Buch seinem Wesen nach eine Charakterstudie ist und die meisten Exkurse dazu dienen, die geistige Eigenart des Helden zu verdeutlichen, so soll dieser zuerst Gegenstand unserer Betrachtung sein.

2. Die Personen.

Albert Einhart — Goldrun — Cordelia — Nebenfiguren.

Albert Einhart ist, so sonderbar dies auch auf den ersten Blick erscheinen mag, am sichersten von dem Gefühl aus zu begreifen und zu erklären. Seine für jeden Reiz empfindliche Feinfühligkeit und sein tiefes, mitleidiges Gemüt sind die eigentlichen Wurzeln seines Wesens. Der allem Leiden schutzlos Ausgelieferte versetzt sich in die gequälte Kreatur und fühlt mit ihr. Denken wir uns dazu einen starken, leidenschaftlich auf bestimmte Ziele gerichteten Willen, besonders aber ein außergewöhnlich galliges Temperament, dann verstehen wir seine zornige Reaktion gegen die kleinen Übel, mit denen ihn der Alltag segnet. Eine lebendige Phantasie verwandelt die objektiven Störungen des Zufalls in persönliche Feindseligkeiten und spricht von „Teufelsbestien" und ihren „Bosheiten", wobei sie schließlich nicht anders vorgeht als die primitiven Völker mit ihrem Fetischismus und Dämonismus; eine strenge Logik mit feinem Sinn für Zweckmäßigkeit spürt alle Momente auf, in denen das Leben den Menschen zu Umwegen und zu Zeitvergeudung zwingt und so Veranlassung gibt zu ergrimmter Gegenwehr. Die eine Seite im Wesen Einharts, die ihn zu allerhand Extra-

vaganzen hinreißt, läßt sich auf diese Weise begreifen. Für einen also organisierten Charakter ist jeder Kontakt mit Menschen oder Dingen eine neue Ursache zu neuer Qual. Sein einziges Heil wäre in einem ganz zurückgezogenen Leben zu finden, in dem die Berührungspunkte mit der Außenwelt auf ein Minimum reduziert sind. Damit ist aber unserem Helden in Wirklichkeit gar nicht gedient. Er ist ein im höchsten Sinne ehrgeiziger Mensch mit starken Herrscherinstinkten und -Fähigkeiten, mit viel Stolz und Selbstachtung, ein Kämpfer, dem der Kampf reine Lust ist, eine sittliche Kraft, deren Leben Wirken bedeutet. Und hierin liegt gerade die Tragik seiner zwiespältigen Persönlichkeit; seine ideale Natur zwingt ihn, standzuhalten, wenn auch der wunde Körper unablässig von glühenden Nadeln durchbohrt wird: „Prometheus nicht von Geiern, sondern von Spatzen zerhackt" [1]). Und er würde dieser unerträglichen Qual längst ein Ende gemacht haben, wenn nicht sein Humor ihm zu Hilfe käme. Wenn er mit einem kräftigen Fluch, den er so köstlich zur Erleichterung empfiehlt, seine Erregung lindert, wenn er mit dem Stiefelabsatz die langgesuchte, endlich gefundene Brille in Atome zertritt, wenn er ein feierlich eingeleitetes, allgemeines Strafgericht verhängt, wenn er in wissenschaftlicher oder dichterischer Form seinen Narrheiten anscheinend fröhnt, — immer haben wir einen Akt der Selbstbefreiung vor uns, ein Herabblicken auf sich selbst von hoher Warte — was keineswegs ausschließt, daß er zu Zeiten auch wieder ganz im Subjektiven versinkt.

Dieses Sich-Befreien im Humor ist sehr wichtig für das Verständnis A. E.'s. Wir wären sonst stark versucht, ihn trotz seiner humanen, theoretischen Anschauungen und trotz seines grundsätzlichen Optimismus praktisch als Menschenfeind zu klassifizieren; wenn er auf ein Leben in der Einöde verzichtet, wie es zum vollständigen Misanthropen gehört, so ist sein Leben inmitten der Gesellschaft kaum weniger einsam.

---

1) S. 375.

Zwei der größten Kenner der Menschheit haben den Charakter des Menschenfeindes dargestellt: Shakespeare und Molière. Versuchen wir, uns an ihrer Hand diesen Charakter klar vor Augen zu führen. Timon von Athen ist ein reicher Adeliger, der Hab und Gut seinen Freunden — und dazu zählt er jeden, dem er zufällig begegnet — freigebig und gedankenlos austeilt. Der größte Reichtum muß sich unter solchen Umständen erschöpfen. Als nun Timon seinerseits auf die Hilfe der von ihm so reich Beschenkten zählt, lassen ihn alle im Stich. Er zieht sich tief verbittert in die Wüste zurück, wo er sich durch die furchtbarsten Verwünschungen als losgelöst von der Menschheit erklärt.

Zeigt uns so Shakespeare den ursprünglich weichangelegten, großherzigen Edelmann, der durch seine vollkommene Urteilslosigkeit dahin gebracht wird, ebenso ungerecht alle Menschen zu verabscheuen, wie er sie zuerst alle liebte, so führt uns Molière den feinen, scharfsinnigen Geist vor, der zum Misanthropen wird, weil er die Menschen durchschaut. Alceste ist ein sittlich wertvoller Mensch, der einen wahren Herkuleskampf gegen Unrecht und Lüge, gegen Falschheit und Korruption kämpft und den nur sein galliges Wesen und seine überschäumende Heftigkeit zu dem machen, was er ist. Wenn Alceste eine komische Figur ist — was mir einigermaßen zweifelhaft erscheint, weil unsere Sympathien so stark mit ihm gehen — so wird er es vorwiegend dadurch, daß er bei Hofe lebt, an einem Hof, der die hohe Schule für Etikette und feine Sitte ist, daß er gerade diesem Hofleben seine fanatische Wahrheitsliebe aufdrängen will, ohne zu sehen, wie schon jede Geselligkeit unmöglich würde, wenn die Menschen sich in unverhüllter Aufrichtigkeit jederzeit mitteilen wollten, was sie von einander denken.

Schalten wir aber dieses Moment aus, so ist unser stärkstes Gefühl für den Helden Molières Mitleid — Mitleid, weil seine berechtigten und ethischen Forderungen von seiner Umgebung ganz und gar nicht verstanden werden, Mitleid auch,

weil der stolze Mann eine Unwürdige liebt und sich doch nicht von ihr losreißen kann.

Diese Analyse des Menschenfeindes, wie Shakespeare und Molière ihn verstanden haben, soll uns Gelegenheit geben zu zeigen, daß wir ein doppeltes Unrecht haben, diese Bezeichnung auf Albert Einhart anzuwenden. Mit Timon teilt er die ursprüngliche Vertrauensseligkeit. An zwei Stellen des Tagebuches klagt A. E. über die „Zutulichkeit" seiner Jugend, die ihn so „schwer Lehrgeld" gekostet habe. Auch in Vischers Biographie hörten wir von dessen Weltfremdheit,[1]) der naturgemäß Enttäuschung und Verbitterung folgt. Einhart spricht späterhin eine Sentenz aus, die unabsichtlich und darum um so deutlicher zeigt, daß ihn alle schlimmen Erfahrungen doch nicht zum Menschenkenner machen konnten. Er meint: „Menschen, die einander ohne tatsächlichen Grund nicht trauen, trauen sich selber nicht"[2]). Jeder welterfahrene Mensch würde ihm erwidern, daß man einem Fremden solange mißtrauen müsse, als man von seiner Ehrenhaftigkeit keine Beweise habe. Dieses rein sachliche Mißtrauen des Menschenkenners wird ihn allein vor jenen bitteren Erfahrungen hüten, die sich in dem allzu Vertrauensseligen leicht als Haß und allgemeine Menschenverachtung niederschlagen.

Mit Alceste hingegen verbindet Albert Einhart die Ähnlichkeit des Charakters und Temperamentes. Sie haben so wesentlich gemeinsame Züge, daß der Wunsch rege wird, zu wissen, ob Vischer aus Molière geschöpft habe.[3])

---

[1]) Siehe S. 23 dieses Buches.

[2]) S. 505.

[3]) Hier einige Zitate aus Molières: «Le Misanthrope», welche Einhart ebenso charakterisieren würden wie Alceste.

Alceste: «Moi, je veux me fâcher et ne veux point entendre.»

«et la cour et la ville
Ne m'offrent rien qu'objets à m'échauffer la bile.»

«Je ne trouve partout que lâche flatterie,
Qu'injustice, intérêt, trahison, fourberie —»

Ein kleiner Umstand scheint auffallend und verdient vielleicht hier erwähnt zu werden. Einhart wirft in seinem Tagebuch selbst die Frage auf, ob er ein Menschenfeind sei? Er vergleicht sich mit Timon von Athen und mit dem Menschenfeind von — Schiller, während er Molières unsterbliche Schöpfung mit Stillschweigen übergeht. [1])

«Et parfois il me prend des mouvements soudains
De fuir dans un désert l'approche des humains.»

«Ce sont vingt mille francs qu'il m'en pourra coûter
[(son procès)
Mais pour vingt mille francs, j'aurai droit de pester
Contre l'iniquité de la nature humaine.»

«Oui, oui, redoutez tout après un tel outrage,
Je ne suis plus à moi, je suis tout à la rage.
Percé du coup mortel, dont vous m'assassinez
Mes sens par la raison ne sont plus gouvernés,
Je cède aux mouvements d'une juste colère,
Et je ne réponds pas de ce que je puis faire.»

Célimène: «L'honneur de contredire a pour lui tant de charmes,
Qu'il prend contre lui-même assez souvent les armes.»

Auch Einhart schreibt in sein Tagebuch:

Wenn ich mich für einen Satz, irgend eine Vorstellung erwärme im Gespräch, so schwebt mir oft ein imaginativer Gegner vor, gegen den ich hitzig werde, mich heftig ereifere, während der wirkliche Mensch, mit dem ich rede, ganz mit mir einverstanden ist. (S. 413.)

[1]) Die Stelle aus dem Tagebuch lautet: „Ich werde doch oft Menschenfeind, was doch gar nicht meine Art ist. Das Misanthropenwesen ist im Grunde eine affektierte Geschichte aus dem Zeitalter der Sentimentalität. Es müßte sehr langweilig sein, die Maske festhalten. Einfach unlogisch; ich bin ein Individuum der Gattung, ein so kleiner Bruchteil, daß ich allein mir doch nicht die Gattung sein kann. Nun trifft man freilich nur allzuviele, die bloß nominell der Gattung, eigentlich dem Tierreich angehören, aber man soll bedenken, daß man eins ins andere rechnen muß, läßlich sein, zuwarten, bis man auf einen Zähler trifft. Es kann nicht lauter Brocken, es muß auch Brühe geben. Schillers „Menschenfeind" ist eine gesuchte Macherei. In Shakespeares „Timon von Athen" ist's anders, der flieht die Menschen, aber er braucht sie doch immer, um sie anzuwettern und anzufluchen. Dies ist energische Art." (S. 414). Vischer scheint hier der

Über die Ursache dieses bemerkenswerten Vorgehens sind zwei Erklärungen denkbar. Einerseits liebte Vischer die Franzosen im allgemeinen nicht. Wie wir gesehen haben, waren sie ihm politisch verhaßt, der Feind schlechtweg. Als guter Hasser hat er diese Abneigung auf ihre Geistesschöpfungen übertragen, denen er durchaus nicht gerecht geworden ist! [1]) Über Molière äußert er sich bei Gelegenheit. Er bezeichnet ihn als einen „bitteren Satiriker, der oft übergeht in das helle, freie Lachen", [2]) der aber Typen und keine Individualitäten geschaffen habe. Es ist also nicht undenkbar, daß Vischer aus Abneigung gegen die Franzosen Molières Misanthropen unerwähnt gelassen hat. Vielleicht auch hat er selbst gefühlt, daß Einhart und Alceste eigentlich Brüder seien und daß nach dem Wahrspruche des Franzosen sein Held dem Typus Menschenfeind zugezählt werden müßte; dieses aber wollte er nicht Wort haben. Wie immer man die Frage wenden möge, es scheint, als ob man dem großen Mann einmal auf eine kleine Schwäche gekommen wäre, die ihn uns gewiß nicht weniger liebenswert machen muß.

So auffallend es also auch ist, daß Vischer den Misanthropen Molières überhaupt nicht erwähnt, so dürfen wir diesem Umstande doch keine übertriebene Wichtigkeit beilegen. Denn die Frage ob Alceste dem „Auch Einer" etwa als Vor-

---

Ansicht zu sein, daß zum Wesen der Misanthropie die Loslösung aus der Gesellschaft gehört und der Haß gegen alle Menschen, was ja bei Timon von Athen zutrifft. Molières Held hingegen haßt nur die Schlechtigkeit in den Menschen und seine Weltflucht ist keine absolute Notwendigkeit; man kann sich ihn sehr gut in die Gesellschaft zurückkehrend vorstellen.

[1]) Charakteristisch ist eine Äußerung über die französische Hauptstadt „Ich bin erst am 24. Sept. nach Paris abgereist, 13 Tage dort gewesen habe Sinn und Hirn mit großen und kleinen, schönen und schmutzigen Bildern überhäuft, überstürzt, überschwemmt und habe begriffen, wie man hier ein Nervenfieber holen kann." Brief an Günthert 20. Okt. 1867. Vischer teilt diesen Zug mit den meisten Romantikern.

[2]) Pro domo, krit. Gänge. Neue Folge, 4. Heft.

bild gedient habe, kann ohne weiteres verneint werden. Erstens hat Vischer ein viel näher stehendes Modell benützen können, nämlich sich selbst. Überdies ist sein Held eine reichere, vielseitigere, individuellere Natur, der beispielsweise die Liebe zum Tiere als feiner Zug des Menschenfeindes hinzugefügt wurde. Auch ist Alceste vollkommen humorlos, niemals käme ihm der Gedanke, über sich selbst zu lachen.

Wir gelangen also zu folgendem Ergebnis: Albert Einhart ist infolge ursprünglicher geringer Menschenkenntnis und späterer Verbitterung sowie durch sein galliges und heftiges Temperament zum faktischen Menschenfeind geworden; sein theoretischer Idealismus und sein Humor haben mildernd gewirkt. In der Dichtung ist eben hier eine jener Stellen, wo die Möglichkeit der Loslösung für den Dichter versagt hat, wo es ihm nicht gelungen ist sich über das Individuelle zu erheben. Wir können dieselbe Erscheinung noch mehrfach beobachten.

So betont der Autor immer wieder und legt sichtlich Wert darauf, es uns glaubhaft zu machen, daß Einhart ein geschickter Mensch sei. Das Wesen des geschickten Menschen drückt sich aber darin aus, daß er seine Umgebung — insbesondere das Materielle in ihr — sicher beherrscht. Wenn jemandem die Schlüssel unter den Leuchter kriechen, die Hemdknöpfe allen Schabernack spielen, wenn er beim Abstellen eines Gerätes auf einen vollen Tisch solche Schwierigkeiten findet, wenn er beim Abspringen aus dem Postwagen in den Kot fällt, wenn er die Tinte verschüttet, weil man sie mit einigem Druck vom Fleck rücken muß, wenn ihm der Einkauf kleiner Dinge ratloses Kopfzerbrechen verursacht, dann ist er ein weltfremder, etwas pedantischer Professor, aber kein geschickter Mensch. B. Auerbach hat ferner gemeint, daß der ständige Kampf gegen die Tücke des Objekts mit dem strammen Beamten unvereinbar sei.[1]) Vischer hat ihm erwidert, daß beide Kämpfe der gleichen

[1]) Wissen und Schaffen. Aphorismen zu Vischers „Auch Einer". Deutsche Rundschau, Mai 1879.

Wurzel entstammen, der Empörung über Auflehnung und Unbotmäßigkeit und daß Einhart sich doch zu beherrschen wisse. Immerhin bleibt es schwer zu denken. Auch zeigt uns der Dichter, wie leicht in der Aufregung seine Narrheit mit Albert Einhart durchgeht — gleich bei der wichtigen Kammerrede, die dann seinen Sturz herbeiführt. Wir hätten Albert Einhart als Gelehrten oder als Künstler glaubhafter gefunden.

Haben wir bisher vorwiegend diejenige Seite des Helden beleuchtet, die ihn bis an die Grenze des Wahnsinns führt, so wollen wir jetzt der großen Menschlichkeit in ihm näher treten.

Einhart ist ein Denker und ein Dichter. Für den Denker in ihm gibt es nichts Kleines, nichts Unwichtiges. Im großen Zusammenhang schaut er das Weltbild. Er sieht die furchtbare Grausamkeit in der Natur, das Rohe, Böse, Wilde in ihr und rätselhaft daraus aufwachsend eine höhere sittliche Welt, die er das „obere Stockwerk“ [1]) nennt. Gesetz und Ordnung, Kunst und Wissenschaft und die mitleidige Liebe sind diese zweite, höhere Welt, die unverrückbar, dauernd feststeht. Nicht nach Lust oder Unlust wird gefragt, sondern verlangt, daß jeder seine ganze Kraft einsetze, daß er mitarbeite am zeitlos Wertvollen und so dauernd lebe. Dieser Kampf, diese wachsende Entwicklung ist Gott, und die wahre Religion opfert sich selbst in dem Gefühle: „Ich bin ein nichts im ganzen, wenn ich ihm nicht diene.“ [2])

Diese starke, männliche und tapfere Anschauung hilft Einhart in allen schweren Schicksalsschlägen: „Das Moralische versteht sich immer von selbst“. Derselbe Mann, der den kleinen Widerwärtigkeiten gegenüber im höchsten Grade ungeduldig wird, erträgt schwere Krankheiten mit wunderbarer Geduld; der tagelang schwankt, wenn es gilt eine Bürste zu kaufen,

[1]) Dieses Bild ist in der Philosophie in ähnlichem Zusammenhang schon mehrfach verwendet worden; u. a. in Schopenhauers „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Werke (Grisebach S. 80).

[2]) S. 443.

weiß in großen Momenten ohne Zögern das Richtige zu tun. Er ist überzeugt davon, daß der Mensch tüchtig gerüttelt und gestoßen werden müsse, wenn er sich hinaufentwickeln soll. Wirklicher Gefahr gegenüber bleibt er kaltblütig und herrschgewandt. Ein furchtbarer Sturm auf dem Meer, eine Begegnung mit Banditen, sein gefahrbringender Beruf finden in ihm immer den ganzen Mann. Mit Freuden ist er jederzeit bereit fürs Vaterland zu kämpfen; sein höchster Wunsch ist ein tapferer Soldatentod.

Mit offenen Sinnen steht er im Leben; nicht leicht entgeht etwas seinem scharfen Blick. Wenn er Übles sieht, so springt er herbei, um zu helfen oder zu strafen. Keine Rücksichten der Klugheit oder dessen, was man sonst so nennt, der Feigheit, des eigenen Vorteils halten ihn jemals zurück, wenn er Handeln für seine Pflicht hält. Dabei ist all sein Denken und Tun von einem feinen Duft seelischer Schamhaftigkeit umgeben. Alles Gemeine und Frivole ist ihm im Innersten verhaßt. Aus Zartgefühl hält er sich von Cordelia fern, aus Zartgefühl windet er sich unter der Erdgebundenheit seines Körpers.

Der Dichter Einhart gibt uns Beweise seines Könnens; der Denker hält ihm die Wage und läßt ihn nicht zur vollen Entfaltung kommen. Beide werden verdrängt von dem Kämpfer, der unmittelbar ins „volle Menschenleben hineingreift" und im Handeln Befriedigung sucht.

Diese Dreieinigkeit, die eigentlich eine Dreispältigkeit ist, wenn man so sagen darf, machen aus ihm eine „tief, heftig und widerspruchsvoll bewegte Natur" [1]) ein Original im Sinne Gottfried Keller's, „ein Mensch, der das, was er unternimmt, recht betreibt und immer an seinem Ort etwas tüchtiges leistet". [2])

Sehen wir uns nun seine Stellung zur umgebenden Welt an, zu den Menschen, zu den Tieren und zur Natur.

---

[1]) S. 320.

[2]) Aus den „Züricher Novellen" S. 22, Berlin 1891.

Wir haben Albert Einhart als praktischen Menschenfeind bezeichnet und wirklich läßt er sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen, gegen seine Lebenskollegen zu wettern und zu fluchen. Daß der Reisende alle anderen Menschen, die nichts Schlechteres taten, als seinen Einfall auch auszuführen und die ihm nun die besten Plätze vorwegnehmen und seine Bequemlichkeit, auch seine Stimmung stören, in die Hölle verwünscht, ist allgemeine Gepflogenheit und als solche nichts Auffallendes. Die großen Hotels, die vornehmen Häuser und die mit ihnen unfehlbar verbundenen Kellner sind ihm ein Greuel.

Ferner erbittert es ihn, wenn man in einem lebhaften Meinungsaustausch den Einzelnen nicht zu Ende hört, ja wenn überhaupt im geselligen Kreis Sondergespräche geführt werden. Da reagiert er mit der ganzen Kraft seines Temperamentes, aber natürlich vergebens und die Geselligkeit wird ihm dadurch verleidet. Treibt ihn dann doch wieder der Reichtum seines Wesens, das Bedürfnis sich mitzuteilen und seine Freude am Lachen zu den Menschen zurück, dann ist es die Dummheit und Inhaltslosigkeit ihrer Gespräche, [1]) die ihn so „schrecklich erzürnen" kann. „Die Mehrheit der Menschen besteht nicht gerade ganz aus Betrügern, Räubern, Dieben, Mördern, aber aus sozialen Ungeheuern, und zwar durch alle Stände und beide Geschlechter, die Weiber treiben's ärger, aber die Männer kaum um ein Haar besser." [2])

Wenn schon das „nicht gerade ganz" einen gewissen Einblick in die Menschenbeurteilung A. E.'s gewährt, so läßt er es auch an schärfern Ausfällen nicht fehlen: „Denn seit die Menschen nackt vor mir stehen, weiß ich erst recht, daß die Mehrheit Lumpenpack ist"; [3]) „eine allgemeine Kette der Charakterlosigkeit, der breiigen Schlechtigkeit". Seine Empörung richtet sich im besonderen gegen die Wucher- und Geldseelen,

---

[1]) S. 463

[2]) S. 470.

[3]) S. 490.

gegen Lebensmittelfälscher und Protektionssucher, gegen zotige Schamlosigkeit. Unschöne Moden erscheinen ihm als Angriff gegen den Mitmenschen. Gegen das „jeder nach seinem Geschmack" macht er das beleidigte Auge des Betrachters geltend. „Siehst du, so mußt du mich nun sehen, magst wollen oder nicht! Ich schlage dir mit dieser meiner Verzerrung des richtigen Menschenbilds ins Gesicht und du darfst nicht mucksen",[1]) scheint der Stutzer oder die Modedame ihm zuzurufen. Schnellfahren auf der Straße ist eigentlich eine Beleidigung für die übrige Menschheit, ebenso eine Kartenpartie in größerer Gesellschaft. Um diesen großen und kleinen Übeln standzuhalten, erinnert sich Einhart immer wieder an die Minorität tüchtiger Menschen, die in der Stille wirken, und klammert sich an die Möglichkeit, ihre Zahl zu vermehren. Er geht auch mit sich selbst scharf ins Gericht, mitunter auf sehr originelle Weise. „Um mich zu bessern, habe ich schon das Mittel versucht, eine Korrespondenz mit mir selbst zu eröffnen. Ich schrieb mir sehr weise, ermahnende Briefe. Nun wurde aber der Ich b über die Altklugheit des Ich a verdrießlich, fing an, unwirsch zu antworten, wurde grob und gröber, der Ich a blieb ihm die Antwort nicht schuldig, das Ding machte mir Spaß und endlich gab es eine vollkommene Zank- und Scheltkomödie."[2])

Eine andere Eigentümlichkeit, die A. E. mit vielen Phantasiemenschen teilt, ist sein geringes Talent zum Rechnen. Wir sind diesem Zuge bei Vischer selbst begegnet. Einhart tut gut, sich seine Rechnungen von Frau Hedwig machen zu lassen, denn das Muster, das er im Tagebuch von seinen diesbezüglichen Fähigkeiten gibt, ist vielsagend.[3])

---

[1]) S. 449.

[2]) S. 474.

[3]) S. 503 berechnet A. E. den Zeitverlust, welchen das „recht eigentliche Bagatell" dem Menschen verursacht. Täglich $2^1/_4$ Stunden macht per Woche $105^3/_4$ Stunden(!) Zu dieser Zahl will er 6 addieren und kommt auf die verblüffende Summe von $1056^3/_4$ Stunden Zeitverlustes per Woche, worüber er sich dann begreiflicherweise entsetzt.

Der beste Trost, der ihm bleibt, ist die Einsamkeit. Er sieht ein, daß er ein „einsamer, freier Mensch sein muß“; „gesellig nur, wenn ich mag und bedarf.“ [1]) Da macht er auch mit seinen Freunden keine Ausnahme; ja, seine Stellung zu ihnen ist der stärkste Beweis für seinen Isolierungstrieb. Einhart steht in dem Buch ganz allein. Er hat keine Verwandten, keine Frau, keinen Freund. Erik, der junge Arzt in Norwegen, der ihm in seiner höchsten Not so tatkräftig zur Seite gestanden, tritt ganz aus seinem Leben. Die räumliche Entfernung, die geheime Liebe zu Cordelia würden das erklären; weniger natürlich ist der Umstand, daß sie auch nicht in brieflichem Verkehr stehen; dies wird damit begründet, daß Einhart überhaupt ein Feind des Briefschreibens ist.

Auf seiner zweiten Reise nach Italien lernt er einen Herrn kennen — unseren Herausgeber —, der ihm so sympathisch wird, daß er ihm einen starken Anteil an seinem Innenleben gönnt, und sich seine Gesellschaft zeitweise sogar gerne gefallen läßt. Die Umstände machen die Männer zu Freunden. Daß Einhart so fühlt, beweist er schon dadurch, daß er sich in der Todesstunde des Reisekameraden erinnert, ihn mit seinem ganzen Nachlaß betraut und ihn, wie Hamlet den Horatio, beauftragt, was absonderlich an ihm war, der Welt zu deuten. Trotzdem hält er den Mann gewaltsam aus seinem Leben fern. Unter ihm Stehende verträgt er allerdings in etwas größerer Nähe: seinen jüngeren Untergebenen Assesor N. und seine Wirtschafterin Frau Hedwig; eine Herrengesellschaft trifft er abends im Wirtshaus; darauf beschränkt sich im wesentlichen seine Geselligkeit.

Er zieht die Gebirgsleute den Menschen seiner Klasse vor und die Tiere den Gebirgsleuten. Dem Humoristen und Phantasiemenschen ist es dauernde Unterhaltung den Tieren menschliches Bewußtsein zu unterlegen; er benützt dies zu psychologischen Beobachtungen und zu drolligen Bemerkungen.

---

[1]) S 450.

Die Hunde liebt er ganz besonders. Sie müssen ihm die Menschen ersetzen. Sein tiefes Gemüt sehnt sich danach, Liebe zu geben und zu empfangen. Sein borstiges Wesen, sein Trotz, seine Unverträglichkeit weisen ihn vom Menschen weg, den er ohne Selbstständigkeit nicht möchte und mit ihr nicht vertragen kann — zum Tier. Dadurch wird diese Liebe ein Symbol seiner Tragik — er geht noch an sich selbst zu Grund, wenn er im Kampf für ein Tier sein Leben einbüßt.

Zu wiederholten Malen bricht aus dem starren Manne der Feuerstrom seiner zurückgehaltenen Empfindung hervor und gewährt einen Einblick in die Qual dieser, in den Kerker ihres rauhen Wesens eingeschlossenen Seele.

In Bürglen, nach dem lächerlichen Unfall an der Table d'hôte, erweckt der Anblick einer Katzenmutter mit ihrem Jungen, welches sie liebevoll umfangen hält, die tiefe Rührung des Einsamen.

Er weiß nur zu gut, daß er nicht zur Ehe taugt.[1]) Er ist auch auf die Frauen nicht gar gut zu sprechen. Er verlangt von ihnen eine etwas komplizierte Mischung von Geist und Dummheit; „studierte Weiber" erwecken ihm noch tieferen Schauder als Blaustrümpfe. Aber auch „geistreiche Weiber" sind beängstigend, weil sie öfter böse als gut sind; und die bloß rationalistischen verletzen durch ihre „Wohlweisheit". Die Aufstellung des Ideales: „still ahnend und bescheiden, im stillen Ahnen begreifend, daß ein denkender Mann mit Grund, wenn auch ohne ganzen Erfolg sich forschend abmüht; so ist das rechte Weib"[2]) — sagt uns nicht viel. Was er in der Frau sucht,

[1]) Könnte man nicht vielleicht hierin ein Selbstbekenntnis Vischers erblicken?

[2]) S. 417. A. E. deckt sich in seinen Ansichten hier ganz mit Vischer, der ein merkwürdig spießbürgerliches Frauenideal gehabt hat. Wenn Vischer erst seine Schwäbinnen lobt, die in der Küche selbst nach dem Rechten sehen, so mag das noch hingehen, wenn er aber dann fortsetzt: „Oder schmeckt die Suppe nicht ganz anders, wenn ein liebliches Weib sie wohl mit eigener Hand einmal auf den Tisch setzt? Ist es nicht ein freundlicher Anblick,

ist eben — wie überall — die Vereinigung des Unvereinbaren, das Ideal: Volle Sinnlichkeit und Naturnähe, vereinigt mit protestantischer Bildung;[1]) kein Wunder, daß ihm die Wirklichkeit nicht genügt. Er hat sein Ideal in Cordelia zu verkörpern gesucht: die Gestalt ist schemenhaft geblieben, wie es nicht anders sein konnte. Damit das Ideal Ideal bleibe, muß es in blaue Ferne und Dunst gehüllt sein; zu deutlich gesehen, wird es Mensch und damit ist sein Reiz verflogen.

Es ist begreiflich, daß der in sich gekehrte Mensch aus der Natur und im Verkehr mit ihr seine Kraft zu erneuern sucht, und daß er ihr in diesem starken Einfühlen manch Geheimnis ablauscht. A. E. nennt sich selbst eine Wetterkassandra, weil er dem hellen Sonnenschein und dem klaren, blauen Himmel den drohenden Föhn und den kommenden Wettersturz ansieht. Dabei schärft ihm der Haß das Auge, denn der Sturm gehört in die Reihe der teuflischesten unter den Dämonen.

In der Natur wirkt das Erhabene am unmittelbarsten auf ihn. Die große Gebirgswelt Norwegens greift ihm in die Seele; vielleicht noch tiefer die Unendlichkett des Meeres, dessen wilde Bewegtheit so recht zu dem Grundton seines Wesens stimmt; aber auch den weichen, sanften Wellenlinien Italiens, wo ihm die Menschen besser in den Rahmen zu passen scheinen, bringt er offene Sinne entgegen. Die Verdrängung der Natur durch die Zivilisation sah der Freund alles Echten und Ursprünglichen mit Kummer; dennoch verfiel er nicht in den Fehler der Romantiker, die aus Liebe zu den schöneren Formen des Mittelalters Reaktionäre werden.

---

wenn dir, im Vorübergehen aus der Küche ein schönes Paar Wangen und Lippen und Augen, von der lustigen Flamme des Herdes gerötet, entgegenglänzt?" (Dr. Strauß und die Wirtemberger S. 26) so fühlen wir uns wirklich an die Gartenlaubenliteratur erinnert und begreifen eher, daß Vischer sein unklar gedachtes Frauenideal im Leben nicht finden konnte.

[1]) Sidonie Binder: Die Frauen in Fr. Th. Vischers „Auch Einer" 1879 Staatsanzeiger für Württemberg.

Sein Verhältnis zur Natur ist auch sonst nicht das eines Romantikers und fern von jeder Sentimentalität. Sie aktiv besiegen, in freier Luft auf die Fußwanderung gehen, wenn gerade keine Teufel um den Weg sind, mit einem leichten Sack auf dem Rücken vorübergehend eintauchen in die Einfachheit ländlichen Lebens, das ist ihm reinster Genuß. Um solcher Dinge willen sagt man Ja zum Leben, und wollte selbst noch ein Jährchen zugelegt nehmen — immer unter allerhand Vorbehalten. Einhart kann es zu keinem rechten Optimismus bringen, er muß konsequenterweise immer an das kleine Elend denken; wenn er es vergißt, fällt er aus seiner Rolle. — Dies ist einer der Punkte, in denen Vischer sich wesentlich von seinem alter ego unterscheidet.

Sehen wir uns zunächst die um Albert Einhart gruppierten Menschen etwas genauer an.

Die bedeutendste und wichtigste dieser Gestalten ist die schöne Norwegerin Goldrun. Schon ihre äußere Situation ist nicht gewöhnlich. Auf Reisen trifft man sie mit einigen Herren, von denen einer als ihr Beschützer gilt. In Bergen, ihrer Heimat, lebt sie in einem vereinzelten Haus am Kanal, als eine „durch Schönheit und Geist ausgezeichnete, aber von dunkeln Gerüchten umsponnene Dame". Der Zutritt zu ihr ist nicht schwer. Einhart kann sich ohne viel Umschweife der kleinen Gesellschaft anschließen.

Es ist dem Dichter ausnehmend gut gelungen, Goldruns prachtvolle Erscheinung mit dem Zauber des Naturvollen und Unerklärlichen zu umgeben. Von der ersten Begegnung an steht sie uns als ganzer Mensch vor Augen. Die düstere und schöne Ballade von Herrn Olaf, die sie singt, als ob sie selbst die lockende Nixe wäre, der Wels, der ihr lauscht, die stürmische Bewegung des Sees, in die sie im Kahne schaukelnd einstimmt, lassen einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen ihr und der Natur ahnen. Hoch und stolz schreitet sie einher, ihr Gang ist „hoher Wohllaut", von ihren Lippen fließt das Griechische

wie Gesang. Keine Höhe und keine Tiefe erschreckt sie. In bacchantischem Tanz kühlt sie die eigene Glut und peitscht die der andern auf; körperliche Schwäche oder Krankheit erwecken ihren bitteren Hohn; launisch wechselt sie zwischen sanftem Ernst und sprühendem Witz, zwischen Herrschsucht und sklavischer Unterwürfigkeit; auch ihre geistigen Gaben verwendet sie als Reize, mit denen sie ihre Schönheit schmückt. Ohne Zögern verschenkt sie sich, den antiken Priesterinnen der Liebe gleich. Man versteht nicht ganz, im Namen welchen Rechtes Einhart Anspruch auf ihren Alleinbesitz erhebt. Kein Wort, kein Versprechen hat sie an ihn gebunden. Sie ist gewiß ein gefährliches Weib, und man tut gut, ihr aus dem Wege zu gehen. Auch hat Einhart von Anfang an die Warnerstimme in seinem Innern gehört, ohne ihr zu folgen. Wenn er sich nicht damit abfinden kann, sie so zu nehmen, wie sie sich gibt, wenn er verachten muß, wo er liebt, und wenn sich das Moralische für ihn immer von selbst versteht, so müßte er sich nach der ersten schmerzlichen Entdeckung, so schnell wie möglich entfernen, um in sich diese unwürdige Liebe zu besiegen.

Statt dessen läßt er sich nur zu gerne zurückrufen und, nachdem ihm ein unumwundenes Bekenntnis Goldruns die weitere Selbsttäuschung unmöglich gemacht hat, zu der furchtbaren Tat der Leidenschaft hinreißen, die weder menschlich noch dichterisch entschuldigt werden kann. Die Leichenschändung scheint mir, was immer Vischer zu ihrer Rechtfertigung anführen mag,[1]) über den Rahmen des künstlerisch Zulässigen hinauszugehen und einen physischen Ekel im Leser zu erwecken, der jede künstlerische Wirkung ausschließt. Wenn Goldrun dann

[1]) s. Zusatz zum Lebensgang S. 369 f. In einem Brief an B. Auerbach begründet er die Tat mit Hinblick auf den Schlußtraum und das notwendige Mal auf Goldruns Stirne. Albert Einhart durfte seine Rache nicht an Goldrun nehmen, „weil es Schmach wäre, sich am schwachen Weibe mörderisch zu vergreifen". Einen vergifteten Dolch auf sie zu schleudern, ist das keine Schmach?

an den Folgen der Verletzung mit dem vergifteten Dolch stirbt, so kommt uns dieser Mord, denn das ist er ja schließlich doch, und seine Verheimlichung recht feige vor. Zudem ersieht man aus dem Tagebuch weiterhin nicht, ob Einhart von diesem Ereignis, das während seines schweren Nervenfiebers eingetreten ist, weiß oder nicht. Jedenfalls äußert er darüber keine Spur von Reue.

Wenn uns der Tod Goldruns menschlich ungerechtfertigt erscheint, so begreifen wir ihn um so besser, wenn wir uns die symbolische Bedeutung der Gestalt klar machen. Goldrun stellt die unmittelbar in der Natur wurzelnde Sinnlichkeit vor, deren dämonischer Gewalt auch der geistig Hochstehende ausgeliefert ist. Es soll wohl auch ein falscher Klassizismus mit getroffen werden, denn Goldruns Liebe zur Antike dient ihr mehr als Schmuck, mit dem sie sich behängt, denn als wahrer Teil ihres Wesens. Wenn hier Symbolisierung vorliegt, so ist es eine wunderbar gelungene, in der der Dichter ganz hinter seiner Gestalt verschwindet. Nur in der Führung der Handlung zeigt sich der Riß. Ich vermute wenigstens, daß Goldrun eines gewaltsamen Todes stirbt, weil der höhere Mensch die tierische Sinnlichkeit in sich überwunden haben muß.

Der furchtbarste Grimm Einharts richtet sich aber nicht gegen Goldrun, die Natur, sondern gegen Dyring, der als Vertreter und Darsteller des griechischen Geistes, sowie durch seine edle, ehrwürdige Erscheinung Einharts Bewunderung und Liebe geweckt hatte. Sagen wir es gleich, daß Dyring eine durchaus schemenhafte Gestalt ist, die etwas bedeuten muß, um überhaupt zu sein. In ihr will Vischer die Heuchelei und innere Verlogenheit treffen, die unter der Maske tiefer Bildung der bloßen Sinnenlust fröhnt. Ob in dem Namen eine Spitze gegen den Berliner Materialisten Eugen Dühring gerichtet ist, wie es ein Rezensent annimmt, [1]) wollen wir dahingestellt sein

[1]) B. Glogau, Nationalzeitung 22. November 1878.

lassen, weil es im Grunde gleichgültig ist. Einhart nennt ihn Plato, um den Widerspruch zwischen seiner Lehre und seinem Leben stärker fühlbar zu machen; der Tote ist ihm nicht tot genug, ehe er ihn noch einmal getroffen hat.

Auf die Frage, ob Goldrun nach einem lebenden Vorbild geschaffen ist, wissen wir keine Antwort. Vischers Nachlaß wird wohl dereinst darüber aufklären. Wir können nur Vermutungen aussprechen. Die wunderbare Plastik der Gestalt läßt es uns als zweifellos erscheinen, daß sie nach einem wirklichen Modell geschaffen ist, dessen idealisiertes Abbild wir vor uns haben. Die große Leidenschaft Einharts, die in seiner starken Sinnlichkeit wurzelt, ist wohl auch selbst erlebt. Vischer hat in seinem Sinnenleben zu viel verhüllt und unterdrückt, als daß wir nicht an ungewöhnlich heftige Triebe bei ihm glauben müßten.

Die Fabel als solche hat sich gewiß so nicht zugetragen; wer so empfindliche Sinne hat, vergißt auch in der Leidenschaft nicht ganz an sie. Eher kann schon der Wunsch, etwas Romanhaftes und dabei Kraftvolles zu bringen, die Fortführung der Handlung in diesem Sinne teilweise erklären. [1])

Albert Einhart wird durch Cordelia von Goldrun erlöst. Sie weist ihn auf die Arbeit als Befreierin, die Arbeit im höchsten Sinne, in der der Einzelne sich für die Gemeinschaft einsetzt; das Mitleid beugt sich über den körperlich und seelisch schwer Erkrankten, das Ideal befreit ihn von der Sinnlichkeit.

In Cordelia wollte der Dichter die Kunst, das Mitleid und die Liebe symbolisieren, alles was im „oberen Stockwerk" als weiblich gelten kann. Sie ist die blaue Blume der Romantiker, die Fata Morgana, nach der der Wüstenwanderer sehnsüchtig die Arme erhebt. Unerreichbar muß sie sein, der Mensch darf sie nicht einmal allzu nahe sehen, damit er sie mit allen Reizen schmücken könne. Der verschwimmende Umriß dieser Gestalt scheint mir eher ein Vorzug, denn ein Fehler. Nur so

[1]) Gottfried Keller meint, Vischer habe sich mit der Grabaufwühlung auf Viktor Hugosches Gebiet begeben. Bächtold III. S. 410.

konnte ihr Einhart die Liebe eines Lebens weihen. So wie sie ihm zu nahe käme, wäre sie seinen Dämonen verfallen und müßte sich selbst in einen von ihnen verwandeln. Sie ist das „Ewig Weibliche", das hinanzieht; dabei bleibt es ihm doch unbenommen, seine üble Laune in allgemeinen kritischen Hieben, auch an den Frauen auszulassen.

Sichtlich liegt eine Erinnerung an die gleichnamige Gestalt des Shakespeare'schen „König Lear" vor; ein Zitat aus diesem wird zu ihrer Beschreibung herangezogen. Ihre Stimme ist „sanft, mild und leis, ein köstlich Ding an Frauen". [1])

Sie ist aus einer Mischung des italienischen und des nordischen Blutes hervorgegangen. Ihre Mutter stammt aus der Hauptstadt Umbriens, dem Nährboden der Kunst Peruginos und Raffaels, aus Perugia. Die zarte, an die milde Sonne Italiens gewöhnte Blume hat in der schottischen Erde nicht Wurzel fassen können und ist jung gestorben. Cordelia, ihre einzige Tochter wurde die Frau des schwedischen Arztes Erik und Mutter zweier Söhne. Auch sie leidet noch unter der Rauheit des Nordens, wenn sie gleich schon besser angepaßt ist.

Es ist bekannt, daß Vischer die höchste Blüte der Kunst von einer Mischung des klassischen Ideales mit dem romantischen, des idealisierenden Stiles des Südens mit dem individualisierenden des Nordens erwartet. [2]) Das Verlangen nach Durchdringung des katholischen Formensinnes mit protestantischer Bildung ist ein anderer Ausdruck desselben Ideales. Auch dies verkörpert Cordelia. Sie ist die Tochter eines protestantischen Vaters und einer katholischen Mutter, die selbst zum Protestantismus neigt, so daß eine italienische Verwandte sie der Ketzerei zeiht.

Es scheint, daß Cordelia Einharts Gefühle erwidert, wenn sie auch aus ihrer weiblichen Reserve nicht heraustritt. Der ergreifende Abschied vor ihrem Tode spricht dafür. Sie ist aber

[1]) König Lear, 5. Akt. 3. Szene.

[2]) Aesthetik III. Bd. S. 661 ff. IV. S. 1417.

zu flüchtig gezeichnet, als daß die Frage sehr interessieren könnte. Jedenfalls spielt sie in seinem Leben eine große Rolle. Er liebt auch das Weib in ihr. Eine kleine Episode in Göschenen erzählt davon, wo er eine Nichte des Gastwirtes, eine junge, schöne Italienerin, die Cordelia ähnlich sieht, nach einigen kurzen Fragen über ihre Herkunft leidenschaftlich abküßt und dann triumphierend feststellt: „Sie hat sich's doch nicht abgewischt"; ein Scherzwort, bei dem Einem die entzückende Brunnenszene in Werthers Leiden einfällt, wo Lottes Schwesterchen reibt und reibt, um sich von dem drohenden Schnurrbart nach Werthers Kuß reinzuwaschen.

Es ist gewiß sehr zart von Albert Einhart, sich auch nach dem Tode Eriks von Cordelia fernzuhalten; es ist aber auch klug von ihm und entspricht den Forderungen seiner innersten Natur. Er tut schließlich das, was für Männer seiner Art am besten ist: einer fernen Frau seine Liebe und seine Anbetung zu weihen und für sein irdisches Wohl von einer wackeren Haushälterin sorgen zu lassen. Frau Hedwigs Stellung im Hause Einharts ist nicht bloß auf die Wirtschaft beschränkt. Sie schreibt seine Briefe und rechnet für ihn; er zieht sie bis zu einem gewissen Grad in sein Vertrauen und empfängt Ratschläge von ihr. Sie ist eine weitläufige Verwandte, und seine Erbin, aber eigentlich geschlechtslos. Man fühlt, daß der Dichter der delikaten Situation ausweicht, die in diesem Verhältnis liegt. Er zeichnet die Frau nach Mörikes Ausdruck „nudelnüchtern" und ihre Schwäche, sich von dem Dämonenglauben Einharts anstecken zu lassen, die sie übrigens mit dem Herausgeber teilt, wird bei ihrer Phantasielosigkeit zu einer bloßen Nachahmung.

Diese beiden Gestalten, denen man auch Erik, Mac Cormon, Arnhelm anreihen muß, spielen eigentlich nur die Rolle von Statisten und haben an sich wenig Bedeutung. Sie sind in erster Linie technische Behelfe. So ganz besonders auch der Erzähler, von dem wir weder Namen noch Beruf kennen. Wir wissen nichts von seiner bürgerlichen Stellung, seinem Wohnort,

seinem Leben. In diesem „Ich" hat Vischer sich selbst gewiß nicht dargestellt, sondern einen Schatten des „Auch Einer", einen Mann, der nur da ist, um zuzuhören, durch seine Ungeduld für den Leser abzureagieren und diesem zu erklären und vorzudenken.

Wir wenden uns nunmehr der eingeschobenen Novelle zu, welche ein bedeutendes Element des Romanes bildet. Man wäre fast versucht, sie für das Wesentliche zu halten, wie sie auch der Zeit nach zuerst entstanden ist. Da Vischer diese Erzählung zur Charakterisierung seines Helden benützt und sie auch in dessen Entwicklung eine hervorragende Rolle spielt, wollen wir ihre Analyse an dieser Stelle einschieben. — Wir werden sie nach ihren Quellen und ihrem Inhalt prüfen und ihren sachlichen Gehalt im Anschluß an den Roman betrachten.

3. Die eingeschobene Pfahldorfgeschichte.

Die Quellen. — Die Erzählung. — Die Satire.

Albert Einhart faßt den Plan zu dieser Erzählung auf seinem ersten Weg nach dem Süden, als er in der Schweiz die Ausgrabungen aus den Seen mit Interesse betrachtet. Wir sind im Jahre 1860; unser Held soll nach seiner Rückkehr einen ausgedehnteren Wirkungskreis übernehmen.

Die Vollendung der Novelle erfolgt in Venedig auf der zweiten italienischen Reise im Jahre 1865. In der Zwischenzeit haben sich einschneidende Begebenheiten in seinem Leben ereignet: der Amtsverlust, der Tod Eriks, die verhängnisvolle Begegnung mit Cordelia in Bürglen, der Selbstmordversuch in der Schöllenenschlucht. Der Höhepunkt seiner Leiden ist erreicht; angesichts dieser schweren inneren Erschütterung wird die Dichtung zum Ausdruck seelischer Befreiung. Gleichzeitig lindert diese Art der Betrachtung sein Weh. Doch wäre er nicht er selbst, nicht der fest in seiner Narrheit wurzelnde Weise,

wenn nicht seine Dichtung auch etwas von ihr abbekäme. Nur richtet er darin seine Aufmerksamkeit weniger auf die Tücke des Objektes, dem er in einem eigenen System an den Leib zu rücken sucht, als auf den Schnupfen, den Katarrh, den „Pfnüssel", wie er ihn mit einem schweizerischen Worte nennt.[1]) Bei einiger Phantasie und Vergegenwärtigung der alten Pfahldorfansiedlungen über dem Wasser konnte allerdings ein katarrhempfindlicher Mensch, eingedenk der unendlichen Erkältungsmöglichkeiten, von einem retrospektiven Schrecken erfaßt werden. Viktor Scheffel hat schon vor Vischer in einem lustigen Gedichte diese Seite der Seeansiedlungen beleuchtet und seinen Pfahlmann ausrufen lassen:

„Da seht mein verschwollen Gesichte
Und seht wie bei Durchzug und Wind
Der Ureuropäer Geschichte
Mit Rheuma nnd Zahnweh beginnt." [2])

Auch lag ein rätselhaftes Dunkel über diesen Ansiedlungen, deren Ursachen die Wissenschaft nicht aufklären konnte. Warum diese ungeheuren Konstruktionsschwierigkeiten sich erst schaffen? Das Streben nach Schutz vor wilden Tieren war keine ausreichende Erklärung, denn in den langen, kalten Wintern der Schweiz frieren die Seen oft zu. Gegen feindliche Überfälle boten sie aus demselben Grunde auch keine Sicherheit; überdies findet man Dörfer, die auf Pfählen, aber dicht am Ufer, angelegt sind. Da konnte der Dichter seiner Phantasie freien Lauf lassen. Aus diesem Dunkel, aus den Ergebnissen der Ausgrabungen und aus seiner Narrheit hat er den Bewohnern eine Religion gezimmert, in der das Wohnen auf den Seen aus dem Willen der Gottheit

[1]) In Kluges Etymologischem Wörterbuch steht bei dem Artikel Pfnüssel: „ein durch Vischers „Auch Einer" bekannt gewordenes schweizerisches Wort."

[2]) „Der Pfahlmann". Gaudeamus 1867. Scheffel hatte auch die Absicht gehabt, einen Roman über dasselbe Thema zu schreiben unter dem Titel: Tabernae rhenanae. Doch ist derselbe Manuskript geblieben. S. Proelß, Scheffels Leben und Dichten, Berlin 1881.

erklärt wird. Wir werden sie genauer kennen lernen. Fragen wir uns vorerst, wie Vischer überhaupt zu der Idee einer Pfahldorfgeschichte kommen konnte?

Wie wir anläßlich der Lebensskizze gesehen haben, verbrachte er die Zeit von 1855—1866 in Zürich. Kurz vor seinem Eintreffen hatte man in der Schweiz interessante Entdeckungen gemacht.

Der ungewöhnlich kalte und trockene Winter des Jahres 1853/54 hatte den Boden des Zürichersees auf weite Strecken bloßgelegt. Bei dem Orte Meilen wollten sich anwohnende Grundherren diesen Umstand zu nutze machen, um ihren Grundbesitz zu vergrößern. Auf dem Terrain, welches sie dem Seeboden abgewinnen wollten, steckten sie die neuen Grenzen ab, welche sie mit Dämmen umgaben. Das Material zu diesen Sicherungsbauten wurde aus dem Seegrund, eine Strecke weiter vom Ufer entfernt, ausgestochen. Da stieß man nun in den tieferen Schichten auf allerlei Arten von Geräten und Werkzeugen. Besonders auffallend erschienen die senkrecht in den Boden eingerammten Holzpfähle, die in beiläufig gleichen Entfernungen wiederkehrten und der grabenden Schaufel kaum Widerstand leisteten.

So erzählt Ferdinand Keller, Präsident und Gründer der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.[1])

Diese Entdeckung rief lebhaftes Interesse hervor. Wo es die Umstände erlaubten, wurden ähnliche Grabungen unternommen; die Resultate waren nicht wesentlich verschieden. Überall fand man die Pfähle wieder, häufig in ansehnlicher Entfernung vom Ufer — am unteren Ende zugespitzt, und am oberen Ende meist verkohlt und im gleichen Umkreis die Überreste menschlicher Wohnstätten und Tätigkeiten.

Alle Funde bei Meilen sind solcher Art, daß man sie der Periode der Steinzeit einreihen kann. Schwere Steinhammer

---

[1]) Bericht über die Ausgrabungen bei Meilen im 9. Band der Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft. Zürich 1854. Illustrierte Tafeln, die Fundobjekte darstellend, sind den Berichten angeschlossen.

und muskelstarke Arme mußten es sein, welche die Pfähle in den Seegrund geschlagen hatten; die feineren Werkzeuge wurden damals aus den Geweihen der Hirsche und den Knochen der verschiedensten Tiere hergestellt, und doch waren die Bewohner nicht nur Jäger und Fischer: sie haben schon Viehzucht und Ackerbau gekannt. Ja, die Funde bei Robenhausen erweisen mit voller Gewißheit, daß die Arbeitsteilung, die erste wirtschaftliche Vorbedingung des Fortschritts, schon in ausgedehntem Maße eingeführt war. Hat man doch an einer Fundstelle alle Arten von Getreidekörnern in reichlichen Mengen beisammengefunden und daneben die großen schweren Steine, die zum Mahlen des Kornes dienten. An anderer Stelle fand man Netze und Schnüre, Tücher und Fäden, und daneben Tonkugeln und Tonspindeln, die allerprimitivsten Überreste eines Webstuhles. Es erhoben sich ernste Bedenken, ob es möglich sei, die komplizierteren unter den aufgefundenen Geweben mit diesen überaus simplen Mitteln herzustellen. Man munkelte etwas von Fälschungen, die alle Funde kompromitiert hätten. Da ließ ein Züricher Bandfabrikant einen Webstuhl konstruieren, zu dem er nur solches Material verwendete, wie man es in den Ausgrabungen vorgefunden hatte, und stellte damit alle jene Muster her, an deren Echtheit man gezweifelt hatte. [1])

Gründliche Forschung und feine, scharfsinnige Gelehrtenarbeit haben aus den Funden bei exakter Beobachtung der kleinsten Umstände eine verschollene Welt neu aufgebaut. Dabei hüteten sich die Finder vor voreiligen Schlüssen und bekämpften die Phantasiegebilde ungeduldiger Köpfe. Man kann nicht ohne ehrliche Bewunderung diese gewissenhafte und phantasievolle Ordnung des Stoffes betrachten, die wieder einmal zeigt, wie viel schöpferischen und künstlerischen Geist die produktive Forschertätigkeit verbraucht. [2])

---

[1]) Bericht Kellers, 13. und 14. Heft.

[2]) R. Munro, der englische Forscher, erzählt, daß ähnliche Funde in den Jahren 1829 und 1843—44 gar keinen Eindruck gemacht hatten und daß

Vischer ist auf diesem Wege weiter gegangen. Er hat das versunkene Leben aus seinem Dornröschenschlaf erweckt und es in voller Tätigkeit gezeigt. Es war so recht eine Arbeit, wie sie den Gelehrten und Dichter, der er war, reizen mußte. Als Forscher die Entdeckungen verfolgen und selbst an ihrer Erklärung mitarbeiten, als Phantasiekopf den toten Stoff lebendig machen, welch eine Freude!

Die Ausgrabungen haben noch ein ganz merkwürdiges Faktum zutage gefördert, das begreiflicherweise die Aufmerksamkeit des Dichters erregt hat und von ihm in fruchtbarer Weise verwertet wurde. An anderen Schweizer Seen, dem Bieler-, Neuenburger-, Genfersee z. B. fanden sich die verschiedensten Geräte und Waffen, aber nicht aus Stein, sondern aus Erz und Bronze; und trotzdem hatte man alle Ursache, anzunehmen, daß die Ansiedlungen da und dort zu gleicher Zeit bestanden hätten. Das schien in der Tat sonderbar.[1]) Wohl war es den Gelehrten längst bekannt, daß die landläufigen Begriffe der Stein- und Bronzezeit nur lokale Gültigkeit haben, indem beispielsweise in Skandinavien noch das Steinzeitalter herrschte, als man in den Mittelmeerländern längst die Metalle verarbeitete. Dennoch mußte das Zusammentreffen beider Kulturstufen in so engem Raume billig in Erstaunen setzen. Durch diese tatsächlichen Ergebnisse war Vischer berechtigt, dem Pfahldorfe Meilen oder Milun, wie es bei ihm heißt, besonders rückschrittliche und konservative Gesinnungen zu leihen und den zurückgebliebenen Kulturzustand aus der Eigenart der Bewohner zu begründen.

War so für den äußeren Schauplatz und die Sitten der Pfahlhüttenbewohner reiches Material vorhanden, so erweckte

sie durchaus nichts Ähnliches entstehen ließen, „wie jene bewunderungswürdigen Forschungen, welche für immer den Namen Dr. Ferdinand Kellers mit der Geschichte der Pfahlbauten verknüpft haben. «The lake dwellings of Europe . . . .» London 1908.

[1]) Keller ebenda. Heft 11—15.

die Frage nach ihrer Stammeszugehörigkeit berechtigte Neugierde. Die Ausgrabungen schienen auch darüber Auskunft zu geben. Fand man doch die charakteristischen Steindenkmäler der Kelten, die ungeheueren, roh zubehauenen Blöcke als Altäre oder Grabstätten dienend — die Dolmen, und dann auch die Menhirs, diese ganz rätselhaften Gebilde, aus zwei Felsblöcken bestehend, von denen der eine auf dem anderen schwebt, in dessen Höhlung er wie in einen Sattel eingelassen ist. Durch Druck gelingt es, den schwebenden, mächtigen Felsen zu bewegen. Man fand auch Steine mit molchähnlichen Figuren und unzählige Male wiederkehrend ein Halbmondbild, welches man eventuell auch als zwei zusammengefügte Kuhhörner deuten konnte.

Ließen also diese Überreste auf dem Wege des Analogieschlusses mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß die Bewohner dieser längst aufgelassenen und meist durch Brand zerstörten Wasserdörfer Kelten gewesen waren, so handelte es sich darum, ihre Sitten und Gewohnheiten zu erkennen. Neben der stummen Sprache der Monumente besaß man keine schriftlichen Dokumente von den Druiden. Es war ein Grundsatz der keltischen Priester, nichts niederzuschreiben, und nur durch mündliche Überlieferung den Schatz ihrer gesammelten Weisheit weiterzugeben. So wurde er vor profanen Augen geschützt und das Gedächtnis der Adepten gleichzeitig in oft 20 Jahre währender Lehrzeit gestärkt. Aber man konnte aus verschiedenen anderen, allerdings spärlich fließenden Quellen schöpfen. Es waren dies einerseits die antiken Schriftsteller, soweit sie über Kelten berichten,[1] und anderseits die in den keltischen Ländern selbst fortbestehende Volkstradition, die man neuerdings gesammelt hat.[2]

---

[1] Cäsar: De Bello Gallico. 6. Buch, Abschn. 14 u. 15. Strabo: Geographica, 4. Bd. Plinius: Diodorus aus Sizilien, 5. Bd. Herodot: Geschichte, 5. Bd.

[2] Die Sammlung der alten, keltischen Gesänge ist von einem armen irländischen Bauern, Owen Jones, ausgegangen, der sein ganzes Leben und selbsterworbenes Vermögen in den Dienst dieser Aufgabe gestellt hat.

Es ist eine reizvolle Aufgabe, den Spuren des Dichters zu folgen und sich zu fragen, welche dieser Quellen ihm bekannt waren, und wie er sie verwertet hat. Zitieren wir zunächst eine Stelle aus Herodot; sie hat Ferdinand Keller zuerst auf den Gedanken gebracht, daß er es bei seinen Ausgrabungen mit alten Pfahldörfern zu tun habe.[1])

„Mitten im See stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen, und dahin führt vom Land nur eine einzige Brücke. Und die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten in alten Zeiten die Bürger insgemein auf. Nachher aber machten sie ein Gesetz und nun machen sie also: für jede Frau, die einer heiratet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirge, das da Orbelos heißt, und stellt sie unter; es nimmt sich aber ein jeder viele Weiber. Sie wohnen aber daselbst auf folgende Art: Es hat ein jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Falltüre durch das Gerüst, die da hinuntergeht in den See. Die kleinen Kinder binden sie bei einem Fuß an mit einem Seil, aus Furcht, daß sie hinunterrollen. Ihren Pferden und ihrem Lastvieh reichen sie Fische zum Futter. Derer ist eine so große Menge, daß, wenn einer die Falltür aufmacht und einen leeren Korb an einem Strick hinunterläßt in den See und zieht ihn nach kurzer Zeit wieder herauf, so ist er ganz voll Fische.“[2])

In dem dreibändigen Werke: Myvyrian Archaiolgy of Wales sind die von ihm gesammelten Gesänge und Erzählungen in der gaelischen Originalsprache 1801 erschienen. De la Villemarqué hat in der Bretagne die bretonischen Volkslieder gesammelt und herausgegeben: Barzaz Breiz 1839. Poèmes de Bardes Bretons du 6e siècle 1850. Von der Benützung des letzteren Werkes liegen keine Spuren vor. Luzel und Le Braz haben diese Studien fortgesetzt, aber schon nach der Entstehung der Pfahldorfgeschichte von Vischer. Verarbeitet sind die Ergebnisse dieser Forschungen in zahlreichen historischen Werken, z. B. Amedée Thierry, Histoire des Gaules 1828, Henri Martin: Histoire de France, 4. Aufl. 1854. I. Jakob Grimm: Deutsche Mythologie.

[1]) S. Vischer, Zusatz S. 349.

[2]) Herodot V, 16.

Gleich zu Beginn der Erzählung Vischers finden wir in der Hütte neben einem Kinde den „Halfter, womit der arme Wurm an einem Pfosten festgebunden wird, wenn die Falltüre offen ist . . . .; sie deckt eine Öffnung, die sich einfach über dem Seespiegel befindet und ursprünglich zum Fischfang bestimmt war".[1]) Und Alpin stellt bei seiner Ehewerbung die Frage: „Darf ich bald vier Pfähle hauen?"[2])

Daß der Dichter Cäsar gekannt und verwertet hat, sagt er uns selbst.[3]) Er hat von ihm Aufschlüsse über die Stellung der Druiden und deren Machtvollkommenheit entlehnt, über Menschenopfer und andere religiöse Gebräuche. So war die Wählbarkeit des geistlichen Oberhauptes durch die Druiden aus ihrer Mitte und dessen Exkommunikationsrecht gegen ungehorsame Pfarrkinder oder ganze Völker, vortrefflich zur Realisierung seiner satirischen Absichten geeignet.

Die Sammlung des Irländers Owen Jones dürfte unserem Autor bekannt, aber wegen des keltischen Textes kaum zugänglich gewesen sein. Er dürfte ihr unmittelbar nichts entlehnt haben, als einzelne Namen wie Cynddelw, Gwalchmai, Gwennywar und das Geheimnis der gaelischen Wortbildung. Wenn er für Sangesweisen die Worte Cwlwm, und Mwchwl erfindet, so hat er zu dieser konsonantenreichen Form die Anregung vielleicht durch ein „Wrthwl" des Myvyrian erhalten.[4])

Eine andere unzweifelhafte Entlehnung ist ihm durch den Franzosen de la Villemarqué vermittelt worden. Dieser bringt in einer Nacherzählung über die Entstehung Taliesins, des göttliches Oberhauptes der Druiden, folgenden Mythus:

«Comme il (Gwyon) veillait au vase mystique qui conte-

---

[1]) S. 86.

[2]) S. 164.

[3]) S. 299.

[4]) Ich werde von einem Philologen aufmerksam gemacht, daß es heute noch cymrische Wörter gibt, wie cwrw (brennen) oder cwcwll (Mönchskapuze).

nait l'eau du génie de la divination et de la science. ... ... trois gouttes bouillantes lui étant tombées sur la main, il la porta à sa bouche et soudain l'avenir et tous les mystères du monde se dévoilèrent à lui. La déesse irritée voulant le mettre à mort, il s'enfuit et pour lui échapper, il se changea tour à tour en lièvre, en poisson, en oiseau, tandis qu'elle même devenait tour à tour levrette, loutre et épervier; mais le génie ayant eu l'inspiration fatale de se métamorphoser en grain de froment, la déesse, changée, tout à coup en poule noire, le distingua de son œil perçant au milieu du monceau de blé où il s'était blotti, le saisit du bec, l'avala, et grosse aussitôt, elle mit au monde, au bout de neuf mois, un enfant charmant, qui s'appela Taliésin, nom commun à ce qu'il paraît, aux chefs des bardes et des divins bretons.» [1]).

Vischer macht daraus ein altes Märchenlied für seine Pfahldörfler, das als Wechselgesang mit Zwischenfragen gesungen wird:

„Gwyon, dieser kleine Tropf —
    Was tut der? [2])
Hat geschleckt vom Zaubertopf,
    Wer kommt her? [2])
Kommt hinzu, o weh! o weh!
Coridwen, die starke Fee!

Gwyon dieses Zwergelein,
Wird ein flinkes Häslein.
Coridwen als Hündin schnell
Will zerzausen ihm das Fell.

Daß sie ihn nicht packt am Wisch,
Gwyon wird im Nu ein Fisch.
Coridwen als Ottertier
Jagt ihn und erhascht ihn schier.

---

[1]) S. LVI. Barzaz Breiz, Myvyrian Bd. I., S. 17 f., 36 f.

[2]) Diese von Kindern gesungenen Zeilen, die sich mit kleinen Veränderungen in jeder Strophe, mit Ausnahme der letzten, wiederholen, lassen wir im weiteren Gedicht weg, um die Einheitlichkeit nicht zu stören.

Gwyon, Gwyon, jetzt sei flink!
Er wird flugs ein Distelfink.
Coridwen stößt auf den Schalk
Gleich herab als Finkenfalk.

Zu entfliehn des Falken Zorn,
Er wird rasch ein Weizenkorn.
Coridwen wird eine Henn'
Und verschluckt ihn, Coridwen.

Das Korn hat gegoren
Im heiligen Leib,
Da hat sie geboren,
Das Wunderweib.
Die Strahlenstirne, den Taliesin,
Der da schauet allen geheimen Sinn,
Der da blicket hinaus in die Ewigkeit,
Der da ist und war in aller Zeit,
Der Druiden Vater und Geisterhaupt.
Verflucht, wer nicht an Taliesin glaubt." [1])

Es ist hübsch zu sehen, wie genau der Dichter sich an die Tradition gehalten hat und wie er dabei dem Gedicht den einfachen Volkston zu geben und den großen Hintergrund zu wahren verstand.

Vielleicht waren auch die Gesetze, welche de la Villemarqué für die keltische Poetik aufgestellt hat, für den Dichter bei diesem als traditionell aufgefaßten Liede maßgebend. Wir haben Vierzeiler mit je 7 Silben, keine gekreuzten Reime, kein Überschreiten aus einem Vers in den andern. [2]) Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dies nicht bloßer Zufall ist.

Erwähnen wir noch, daß der Name des Helden unserer Erzählung — Arthur — ursprünglich einer Gottheit angehörend, in der keltischen Sage ganz gewöhnlich ist.

Ferner glauben wir auch mit Sicherheit sagen zu können, daß Vischer wenigstens eine der beiden obenzitierten Geschichtsquellen benützt hat.

[1]) S. 89 f.

[2]) Die letzte Strophe, die vom Volk nicht gesungen wird, schalten wir deshalb auch aus dieser Betrachtung aus.

Die Nachrichten über Hu, den Gott der Kymrer, der die Gesetze gegeben und den Ackerbau eingeführt hat, könnten Thierry entnommen sein; Henri Martin hat gewiß als Quelle für manche detaillierte Kenntnis der keltischen Gebräuche gedient. Er berichtet von Esus, dem Schauerlichen, dessen heiliges Zeichen der Kreis sei [1]) und von einer Dreizahl der Götter neben ihm; von den Druidinnen, [2]) die als Prophetinnen in hohem Ansehen standen; von den heiligen Geräten, darunter besonders dem Runenstab [3]) und dem zu bestimmtem Zeitpunkte gepflückten Mistelzweig, [4]) von der Bedeutung der Steindenkmäler [5]) und der Eiche [6]) für den Gottesdienst; derselbe Historiker erzählt, daß die Druiden weiße und die Barden blaue Festkleidung trugen, daß Telen eine Art Harfe, Krott ihr Streichinstrument war. [7])

Dabei fällt mir eine Auslassung auf. Schon Strabo hat neben den Barden und den Druiden einen dritten gleich bedeutenden Stand gekannt, den der Vates, aus welchem Auguren, Opferbereiter und Ärzte hervorgingen. Auch Henri Martin weiß von ihnen. [8]) Vischer hat sie ganz unerwähnt gelassen und den Druiden als Priestern, Gesetzgebern und Richtern die Barden als Vertreter der Wissenschaft und der Kunst gegenübergestellt. Es ist klar, daß seiner Satire damit besser gedient war; mit einem Stand, der sich zwischen diese

---

[1]) Esus: «tout puissant inconnu»; «il est Celui que craignent ces Gaulois qui ne craignent aucun être crée.» «Le cercle de pierre, image de l'être infini, est son emblême.» Henri Martin, Histoire de France. I. Bd., S. 58. Vischer: S. 138. Alle weiteren Zitate beziehen sich auf das gleiche Werk H. Martins.

[2]) S. 63.

[3]) S. 66.

[4]) S. 68. «La plante qui guérit tout.»

[5]) S. 48 ff.

[6]) S. 67. «Ils se couronnent de son feuillage.»

[7]) S. 60.

[8]) S. 61.

beiden einschiebt und dem in unserer Zeit nichts entspricht, hätte er wenig anzufangen gewußt.

Auch Jakob Grimms Deutsche Mythologie hat dem Dichter zur Erkenntnis alter Gebräuche verholfen. Grimm handelt eingehend von Zaubersprüchen und alten abergläubischen Sitten, und Vischer hat dieses Material in dem Zaubersegen benützt, den Urhixidur, mit dem Mistelzweig bewaffnet, des Nachts über einen Verwundeten spricht. Dabei kann die auffallende Verwendung des Wortes „Brand" als Quellennachweis dienen, über dessen Gebrauch im Sinne des Wortes „Fieber" in der alten Schweizer Mundart Grimm belehrt.[1]) Aber auch n der Form seines Spruches hat sich der Dichter nach echten Mustern gerichtet. Uhland bringt einen alten Wettersegen, der mit den Worten beginnt „Unser liebe frauw gieng über lant". Eine Beschwörung des Feuers lautet: „Ich gebiete Dir Glut, bei des Herrn Christi Blut, daß du stille stehst und nicht weiter gehst, bis die Mutter Gottes vom Himmel einen andern Sohn gebiert." Uhland erzählt auch, daß der Mond in den Zauber- und Wunschliedern ausdrücklich angerufen wurde, welche meist erzählend beginnen und mit Beschwörungsworten schließen.[2])

Im großen und ganzen hat sich Vischer mit gewissenhafter Treue an die Resultate der Ausgrabungen und der

---

[1]) II. Bd., S. 1106, 3. Ausg. Göttingen Dieterich 1854. Der Zauberspruch bei Vischer lautet:

Unser Herr Grippo fuhr über Land,
Im Brande ein Brand.
Brand, du sollst nicht hitzen,
Brand, du sollst nicht schwitzen,
Brand, du sollst nicht schwären,
Noch über dich begehren,
Bis der Weltenmutter die Spindel bricht,
Bis erlischt des ewigen Mondes Licht. S. 145.

[2]) Uhland, Schriften III. Bd (Cotta 1866) S. 349 Anm. Siehe auch S. 243.

historischen Forschung gehalten. Er hat — gewiß zu seiner großen Freude — manche Übereinstimmung mit christlichen und insbesondere katholischen Gebräuchen gefunden. Auch ließ die Weite des historischen Rahmens mit der Ungewißheit ihrer Berichte der Phantasie reichlichen Spielraum. Damit man im obersten Druiden das Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche nicht verkenne, hat ihm der Dichter die Unfehlbarkeit geliehen und ihm, in Annäherung an die Form der Tiara, eine Zipfelmütze als Kopfbedeckung gegeben. Gleichzeitig setzte er ihn in starke Opposition zum Fortschritt der Wissenschaft [1]) und läßt ihn gelegentlich als „Seine Heiligkeit" bezeichnen. Den Druiden wurde von ihm das Zölibat auferlegt und das Recht der Sündenlossprechung nach erfolgter Beichte verliehen. Das Kreuzeszeichen verwandelte sich in einen auf der Brust mit drei Fingern beschriebenen Kreis und eine Schlangenlinie.

Hat so Vischer die historische Überlieferung mit moderner Sitte vermischt, was im Laufe der Erzählung immer wieder geschieht, so hat er bei Erneuerung des Mythus auch seine freie Erfindung walten lassen. Er hat wohl die Dreizahl der Götter gewahrt, indem er dem großen unbekannten Gott auch zwei Gottheiten zur Seite stellt, von denen die eine als Mondgöttin ihre Grundlage in der Tradition hat. Aber nur diese, denn alles Weitere ist Erfindung Vischer's; auch der Name der Göttin Selinur, der offenbar im Anschluß an das griechische Wort für den Mond — Selene — und die gleichnamige Göttin gewählt ist. Sie ist Schöpferin der Welt und des Menschen, und erscheint unter dem Zeichen einer weißen Kuh. Ihrem Befehle zu entsprechen, baut man die Pfahldörfer über

---

[1]) Die Gestalt des Oberdruiden sowohl, als die Verwandlung der Druidin in eine Art Pfarrersköchin ist ganz und gar nicht historisch und stellt die satirische Absicht des Dichters ins hellste Licht. Die Druidinnen wurden als Sybillen betrachtet, und von den Druiden sagt Henri Martin: «Dans les beaux temps de la Gaule, les Druides, suivant le témoignage des historiens grecs, se montrèrent généralement digne de cette haute mission par leur irréprochable équité. S. 62, 1. Fussnote.

den Seen, wo der Pfnüssel viermal im Jahre regelmäßig auftritt. Ihre Hilfe erfleht man, damit sie ihn „zum Heile des Leibes und der Seele" wende und ihn einer sanften Entwicklung und reinen Läuterung zuführe. Neben ihr lauert Grippo, ein Drachenmolch im Urschlamm erzeugt, der Gott des Krieges und der Feind des Menschen; wenn der Pfnüssel unter seinem Zeichen verläuft, so verwandelt sich das Übel in Stumpfsinn, Krankheit oder Tod. Tier- und Menschenopfer sollen dazu dienen, den furchtbaren Gott freundlich zu stimmen. Der Ketzer des Glaubens wird zur Hölle und zum ewigen „Pfnüssel" verurteilt. [1])

Es ist klar, daß hier Vischer und durch ihn seinem Helden Albert Einhart reichlich Gelegenheit geboten war, seine Katarrhwut auszutoben. Er hat sich in Vers und Prosa genug getan. Ein dreiteiliger Hymnus des Barden Angus ist dem Gegenstand gewidmet. Anschaulich schildert er das Übel:

„Wenn es schleichet durch die Glieder,
Beißt und kitzelt hin und wieder,
Wenn es von der Nase nieder
Steigt bis in des Magens Schacht,
Aufwärts wieder dann erbrauset
Zum Gehirn, das gärt und sauset,
Dann im ganzen Menschen hauset
Grippos finstre Herrschermacht.

Es erwachen, es entzünden
Sich dann in der Seele Schlünden
Alle Tücke, alle Sünden,
Bös Gelüste, dumpf und taub,
Wollust toll und ohne Schranken,
Zorn und Lust zu wüstem Zanken,
Mörderische Haßgedanken,
Diebstahl, Lug und Trug und Raub. [2])

[1]) Die Kelten haben felsenfest daran geglaubt, daß der Mensch nach seinem Tode fortlebe. Doch weiß man nichts von einer Hölle. Als schlimmste Strafe erschien das Zurückfallen in ein niedriges Keimstadium, von dem aus die Wandlung neu begonnen werden mußte. (377, Martin.)

[2]) S. 215.

Das Husten gilt als religiöse Handlung und als Gruß für die Gottheit; das Fest der Reife wird durch die feierliche Übergabe des ersten Schnupftuches an Knaben und Mädchen geheiligt; gleichzeitig wird ihnen als Schutz ein Mondzeichen in den Arm tätowirt.

Wir sehen also, daß die Inspiration, die den Dichter in den Pfahldorfgeschichte leitet, sich aus den vier Elementen der freien Erfindung, der parodistischen Anwendung moderner Zustände, der historischen Überlieferung und der Ausgrabungen zusammengesetzt. Dasselbe können wir von den Eigennamen sagen, wenn wir die Ausgrabungen, die ja keine geschriebene Tradition ergeben haben, ausschließen. Wir haben gehört, daß dem Myvyrian eine Anzahl keltischer Namen entnommen sind. Andere sind aus Ossian, wahrscheinlich aus der Goetheschen Uberſetzung in Werthers Leiden wie Alpin, Rhyno, Minona, Ullin, Odgal, Karmor, Daura. Von den selbsterfundenen Namen haben wir schon einige kennen gelernt, welche die keltische Wortbildung persiflieren. Andere sind humoristisch gehalten, wie der Koch „Sidutop", der Knochenspalter „Binuschnidur", der Tanzdichter „Hopp-Hoppodur", die alte Hausverwalterin und Druidin „Urhixidur", der Gott der Finsternis und des Katarrhs „Grippo".[1]) Besonders gelungen ist auch „Urnar" der erste Mensch.

Neben diese historischen und erfundenen Namen stellen sich die von lebenden Personen genommenen und archaistisch umgestalteten. Wenn von den beiden Barden, der Dichter Guffrud Kallar und der Mann der Wissenschaft Feridun Kallar heißt, so ist die Beziehung auf Gottfried Keller, den Dichter und Ferdinand Keller, den Historiker der Ausgrabungen, zweifel-

[1]) Grippo ist germanische Bildung von grîfo = Greif, anklingend an das Erkältungsfieber, welches wir Grippe nennen. Altdeutschen Ursprunges ist der Name Signue aus einem Jugendwerk W. von Eschenbachs, das Bruchstück geblieben ist (Signue und Schionatulander). Die Endung „dur" ist wohl nach dem Irischen gebildet analog zu „Peredur" (frz. Perceval).

los.[1]) Einer der tätigsten Forscher und Förderer der Seearbeiten in der Schweiz war auch Herr Messikomer, dem dann als Messikomur in Vischers Erzählung ein Denkmal gesetzt ist.

Nachdem wir uns über die Quellen unserer Erzählung klar geworden sind, wollen wir nun ihren Inhalt näher kennen lernen.

Ein junger Hirt Alpin liebt Sigune, eine Dorfschöne, die seiner Werbung halb neckend widersteht, weil sie lieber einen Jäger zum Schatz haben möchte.[2]) Dieser Jäger kommt nur zu bald aus dem nahen Nuburik und führt sich aufs vorteilhafteste ein. Der stramme, schöne Bursche Artur bringt Sigunen, seiner Verwandten, niegesehenen Schmuck aus Bronze und den ersten Spiegel aus Metall, den Milunern Waffen und Geräte aus Erz und, als neueste Errungenschaft, ein Geldstück mit. Durch diese Gaben ruft er ahnungslos alle Leidenschaften wach. Die an der Tradition festhaltenden Elemente, mit dem Druiden Angus und seiner „Häuserin" Urhixidur an der Spitze, beobachten den Neuerer mit regem Mißtrauen. Sie

---

[1]) Vischer: Zusatz S. 382. Dabei ist die Umgestaltung doch nicht ganz willkürlich, da im „Myvyrian" ein Held namens „Gruffud" besungen wird. I.

[2]) Dieses romantische Motiv, das so spezifisch deutsch anmutet, hat Wilhelm Müller in seinen Liedern erneuert, nur daß das schöne Fräulein Stägemann unter der Maske der Müllerin gedacht war, Hensel der Jäger und der Dichter selbst der verliebte Müllerbursche, der dem Jäger weichen muß. Dieser etwas kindlichen Komödie verdanken wir eine Anzahl wunderhübscher Gedichte herausgegeben von G. Schwab, 1837, Brockhaus, Leipzig. Es ist anzunehmen, daß Vischer dieses Motiv neckend eingeführt hat.

ahnen den Zusammenhang zwischen technischem Fortschritt und Unglauben und sehen in Artur ihre schlimmen Befürchtungen verwirklicht. Schon der Betuchungsfeier hat er mit Kopfschütteln und „kaum verhehltem Ärger" beigewohnt; überdies glaubte man bemerkt zu haben, daß er den Göttern die ortsüblichen Huldigungen vorenthalte; als er nun gar des Nachts der alten Urhixidur einen Verwundeten mit Gewalt aus ihrem Kahne holt, um ihn statt mit Zaubersprüchen durch einen Verband zu heilen und dabei die Prophetin ins Wasser wirft, ist sein Verderben beschlossene Sache. Der junge Alpin, der sich aus Eifersucht Arturs Feinden anschließt, und ihn bei dem Druiden verklagt, will versuchen, ihn im Zweikampf selbst zu überwinden. „Steinaxt und Hirschhorndolch gegen Erzschwert und Erzdolch" [1]) so lautet die Parole.

Während Artur im Gehölz seinen Gegner erwartet, überfällt ihn ein Wisent und würde ihn töten, wenn nicht Alpin zu Hilfe käme und das gewaltige Tier erlegte.

Sigune findet die beiden Jünglinge betäubt nach dem gefährlichen Kampfe. Ihr Herz entscheidet für Alpin, dem sie sich fürs Leben angelobt. Damit entfällt jede Ursache zur Feindschaft zwischen den jungen Männern. Alpin bereut seine Denunziation und weist fürs erste Artur eine Höhle als Aufenthalt an, aus der er ihn des Nachts abholen und befreien wolle, um sein Unrecht wieder gut zu machen.

Indessen hat der einmal aufgeregte Kampf zwischen Altem und Neuem in der Gemeinde forgewühlt. Durch einen unerwarteten Umstand scheint der Fortschrittspartei neuer Zuwachs zu kommen. Unsere Miluner hatten beim Graben im See die Überreste längst verschollener Pfahldörfer gefunden und sich zu ihrer Erklärung aus der nahen Stadt Turik [2]) weise Barden

---

[1]) S. 151.

[2]) Zürich, auf lateinisch: Turicum; in analoger Weise wird Nuburik ür Neuenburg (Neufchâtel), Robanus für das heutige Robenhausen, Milun für Meilen gesetzt.

erbeten. Nur ungern, der Überzahl weichend, hat der Druide seine Einwilligung gegeben, dieselben anläßlich des jährlich stattfindenden, großen, dreitägigen Festes der „Betuchung" nach Milun zu bitten. Die Worte und Lieder der Barden beunruhigen ihn durch ihren revolutionären Inhalt und ihre von der Tradition abweichende Form. Er sucht ihnen selbst entgegenzutreten, fällt aber im heftigen Eifer von der Rednertribüne herab. In der darauffolgenden Verwirrung ertönt von der Höhe des Wagsteins, dem heiligen Monumente, das noch nie ein menschlicher Fuß betreten hat, die Stimme Arturs, den es in seinem sicheren Unterschlupf nicht ruhen ließ. Von prophetischem Geist erfaßt, fordert er die Bürger in glühenden Worten zur Abkehr von dem veralteten Aberglauben auf.

Nachdem man der ersten Überraschung Herr geworden ist, bemächtigt man sich seiner und bringt ihn in festes Gewahrsam, um den Gottesleugner und Ketzer am dritten Festtag dem Gott Grippo als langentbehrtes Menschenopfer darzubringen. Vergebens suchen die Barden beruhigend einzuwirken. Sie kommen gegen die Überzahl nicht auf.

Alpin jedoch macht sich den glücklichen Aufschub zunutze. Während alle Männer der Gemeinde beim Festschmaus eifrig tätig sind, berauscht er die Gefängniswächter, durchschneidet mit dem Erzschwert, das er unbemerkt an sich genommen, die Stricke von Arturs Kerker und hilft ihm, mittelst einiger durchsägter Planken des Fußbodes, unbemerkt in einen Kahn um ihm dann auf geheimen Pfaden die Flucht zu ermöglichen.

Die in wildem Blutdurst heranstürmende Rotte, mit dem Druiden und seiner Gehilfin an der Spitze, wird durch ein unfreiwilliges Seebad von ihrer Leidenschaft gereinigt.

Diese Begebnisse, eng zusammengedrängt, umspannen einen Zeitraum von vier Tagen. Ein kurzes Nachwort führt uns Alpin und Sigune als glücklich verbundenes Paar vor, als Eltern eines schönen Knaben. Wir hören, daß der Druide Angus und seine „Hausmeisterin" gestorben sind, daß sein

Nachfolger dem Fortschritt zugänglicher sei. Artur ist doch noch einem Bekehrungsversuch zum Opfer gefallen und im fernen Land von Männern erschlagen worden, denen er ihre alten Götter rauben wollte.

Um diese Fabel gruppiert der Dichter die eingehende Beschreibung des dreitägigen Festes; das Programm des dritten Tages besteht aus dem Preisschießen, dem Festkonzert, einer von Menschen in Tiergestalt dargestellten Pantomime und einem ausgedehnten Festschmaus, dessen „Speisefolge" wir in sieben kleingedruckten Seiten aufs gründlichste vorgesetzt bekommen. Er wird durch eine allgemeine Rauferei ergötzlich unterbrochen. Zwei große Reden werden gehalten, eine Anzahl von Liedern und Gedichten sind eingelegt.

Was zunächst in Erstaunen setzt, ist das Mißverhältnis zwischen dem grandiosen, historischen Apparat und der banalen kleinen Liebes- und Eifersuchtsgeschichte, welche in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist. Zudem sind die Personen nur ganz oberflächlich — man möchte sagen, opernhaft gezeichnet. Es fehlen ihnen alle individuellen Züge und selbst die alte Urhixidur, rechtfertigt kaum den Beinamen einer Hexe, der ihr bisweilen gegeben wird. Auch Artur, der Bringer eines neuen Glaubens, tritt nicht aus dieser schemenhaften Zeichnung heraus. Anachronismen werden den Leuten in den Mund gelegt; die an und für sich so geistvolle Reflexion anläßlich der Einführung des ersten Spiegels ist im Munde des einfachen Hirten ein Unding. Wozu also, so fragen wir uns, diese ganze Auferweckung? Nichts als Dekoration?

Ja und Nein. Vischer sagt uns gelegentlich, daß ihn vor dem „Geruch des Antiquarischen in der Poesie" schaudert;[1]) er wollte Stellung nehmen gegen die Überwucherung des Romanes durch die Geschichte, wie sie in der Mitte des 19. Jahrhunderts üblich war. Der gelehrte archäologische Apparat, den die Dichtung als Kette hinter sich herschleppt, ist gewiß unkünstlerisch, und der Versuch der modernen Menscheu, den Seelenzustand vergangener, einfacher Völker in sich zu erneuern, zum Scheitern verurteilt. Ebers hat in seinen egyptischen Romanen mit viel Talent diesen Beweis erbracht.

Offenbar wollte Vischer durch einen einfachen Stoff, der durch seinen rein menschlichen Gehalt an keine Zeit gebunden ist, dem historischen Roman den Weg zeigen, und ihn auf die Grenzen des Erreichbaren hinweisen. Auch war seiner satirischen Absicht mit diesen einfachen Begebenheiten und Gestalten besser gedient, denen er nach Bedarf den Mantel der Ironie und des Sarkasmus überwerfen konnte. Immerhin glaube ich, daß die eigenartige Poesie des Druidentums bei ihm gar zu schlecht weggekommen ist.

Die Gepflogenheit jener Zeit, der Erzählung an der Hand von Verweisungen ihre historische Rechtfertigung beizugeben, hat der Dichter in den archäologischen Anmerkungen zu dem Speisezettel seines Festschmauses karikiert:[2]) Die Einteilung in Voressen, Essen, Nachtisch, in Abteilungen wie Eingang und Mittelpunkt, wieder in die Abschnitte A und B, welche ihrerseits in Unterabteilungen zerfallen, die mit kleinen Buchstaben bezeichnet werden und selbst noch in griechisches α β γ rc. geteilt sind, ist eine lustige Idee; dergleichen z. B. eine Anmerkung zu „Sauer-

[1]) Zusatz S. 382.

[2]) Es dürfte hiebei wohl ganz besonders an Victor Scheffel gedacht sein, der seinem Roman Ekkehard in 285 Anmerkungen einen wahren Rattenschwanz an Gelehrsamkeit mitgegeben hat. Scheffel feiert in seinem Vorwort den „Roman als ebenbürtigen Bruder der Geschichte" und meint, daß beide bei dieser Annäherung nur gewinnen können.

kraut mit Blunse und geräuchertem Fleisch des Murmeltieres", welche folgendermaßen beginnt: „Ad II, 2, A, d, δ. Daß das beliebte Sauerkraut schon in jenen Zeiten bekannt war, ergibt sich keineswegs nur aus dem sicheren Schluß, den man aus der Gemütlichkeit der Umstände ziehen darf, sondern aus verbürgter Überlieferung" u. s. w. Es ist sicher, daß in Vischers breiter Darstellung sein Bedürfnis zu belehren und mehr noch sein unwiderstehlicher Hang zum Grotesken dem Satiriker die Führung entwunden hat, um selbst als Herren zu schalten.[1])

Gegen die philosophischen Tiefsinnigkeiten und besonders auch gegen deren Deuter, die solche überall wittern, richtet sich die Satire des Ballettes; als Theater im Theater ist sie uns ein neuer Beweis, wie wenig der Dichter vor komplizierten Häufungen zurückschreckt. Die allmähliche Kulturentwicklung wird von Bären dargestellt, zuerst in der Werbung des ungeschlachten Männchens und der Verfeinerung seiner Sitte durch den Einfluß des weiblichen Elementes, die schließlich in der Anwendung eines Schnupftuches ihren Höhepunkt erreicht. Die Bildung ist auf dem besten Wege. Die jungen Bären werden zu allerhand Tanz- und Kunststücken dressiert und verbreiten ihre neugewonnenen Kenntnisse nun ihrerseits bei den anderen Tieren, als unvermutet ein Drache erscheint, der allem Fortschritt ein plötzliches Ende bereitet. Es herrscht blinder Schrecken. Unerwartet bringt eine schneeweiße Kuh, die in Begleitung eines munteren, scheckigen Kalbes aus dem Walde auftaucht, Erlösung. „Da war keiner so gedankenlos, daß er nicht begriffen hätte, der Scheck sei die Welt und die plumpen Sprünge seien die noch bedingungslosen Urzustände der Menschheit."[2]) Es

---

[1]) S. 240. Dabei gelang es, den Beweis zu liefern, daß mit der Auswahl an Tieren und Pflanzen, welche die Ausgrabungen als der Zeit angehörend festgestellt haben, ein abwechslungsreiches Mahl herzustellen war und manche Neckerei über die Schweizer Küche unserer Zeit anzubringen.

[2]) Seite 232.

sollte uns sehr wundern, wenn dieser kleine Hieb nicht ganz besonders den Goetheschen Fausterklärern zugedacht wäre.[1])

Mit der „Hegelisch anklingenden Idee" dieser Pantomime[2]) deren Titel lautet: Hu-hu-brum-brum-hu-hu! oder Entbehrung ist Entbärung." hat der Dichter auch an die Grundidee seiner Pfahldorfgeschichte angeknüpft. Der Drache ist das dem Kulturfortschritt feindliche Element der Zerstörung, gleichviel ob es als Krieg, als Feuer oder als Wasser in die Erscheinung tritt. Dies Böse wird seinerseits vom Ackerbau, den die weiße Kuh symbolisiert, verdrängt.

Bei weitem die schärfste Spitze richtet die Satire gegen alle positiven Religionen und insbesondere gegen das Christentum beider Konfessionen. Man muß sich vergegenwärtigen, welch einschneidende und zerstörende Rolle in Vischers Leben und in dem seiner Freunde die Kirche gespielt hat, um die Bitterkeit seiner Angriffe ganz zu begreifen. Wir haben in der Lebensskizze ausführlicher darüber berichtet und resumieren hier nur kurz die bedeutendsten Momente: Vischers zweijährige Suspension von seiner Lehrtätigkeit und die unermüdlichen, bösartigen, verleumderischen Angriffe seiner frommen Gegner; die Enthebung David Friedrich Strauß' und die revolutionäre Bewegung in Zürich aus Anlaß seiner Berufung zum Professor der Philosophie. Vischer hat es uns selbst gesagt, daß ihm bei der Verfolgung und Verurteilung Arturs der Gedanke an den Freund vor Augen stand.[3])

Es ist nur natürlich, daß dieser Kampf, dem der Autor

---

[1]) Vischer hat sich in seinen zahlreichen Faustbesprechungen, die wir an anderer Stelle erwähnen, ergrimmt gegen jene Erklärer gewendet, welche als Tiefsinnigkeiten auszulegen suchten, was nach seiner Überzeugung Schwäche und mangelnde Gestaltungskraft war. Im Namen des jungen Goethe verurteilte er das Alterswerk; also nicht aus mangelnder Ehrfurcht, wie man ihm oft zum Vorwurf gemacht hat, sondern aus tiefinnerem Respekt vor der Größe des Genius.

[2]) Zusatz S. 383.

[3]) Zusatz S. 351.

seine besten Kräfte zugewendet hatte, in dem Werke, das sein Leben in künstlerischer Form zusammenfaßt, eine hervorragende Stelle einnimmt.

Wenn der fixen Idee Albert Einharts und dem Grundgedanken des Werkes zuliebe, „der Pfnüssel" in der erfundenen Religion im Vordergrund steht, so ist doch auch eine Anspielung auf die christliche Lehre unverkennbar. Dieses Übel, das ohne Verschulden über die Menschen kommt, ist ihm die von Grippo, dem Teufel, ausgehende Erbsünde.

Das ungesunde und absurde Wohnen über dem Wasser wird als Gebot der Gottheit hingenommen und befolgt, weil es „auf dem heiligen Buch-Stab geschrieben steht" und weil „unser heiliger Glaube bestanden hat, so lange die Welt besteht." [1]) Die träge Ausflucht, dem Bösen die eigenen Verfehlungen in die Schuhe zu schieben, die christliche Umdeutung des Übels in eine vom Himmel gesandte Wohltat, die man ergeben trägt, statt sie zu bekämpfen, konnte nicht härter getroffen werden.

Die Beichte geißelt er als „Eselsbrücke", kraft welcher der Mensch seine Sünde auf den Priester „hinüberhuste", „der sie dann weiterhusten soll und befördern zur Vergebung". [2])

In voller Schärfe stellt der Autor den trägen, flachen, unwahren Vertretern des orthodoxen Glaubens die ehrlichen, strebsamen, kräftigen Vertreter der Wissenschaft und des Fortschrittes gegenüber. Auch seine Anerkennung der berechtigten „Halben" findet dichterischen Ausdruck in der sympathischen Gestalt Alpins, des aus Natur und Neigung Konservativen. [3]) Der Oberpriester Angus wird als habsüchtig, selbstgefällig und unwissend geschildert; er steht ganz unter dem Einflusse seiner

[1]) S. 187.

[2]) S. 193.

[3]) Es ist auch ein nicht unwesentliches Zugeständnis, welches Vischer dem Konservativismus macht, wenn er in dem Kampf zwischen der Stein- und Erzwaffe, dem Vertreter der Vergangenheit den Sieg überläßt.

alten, unduldsamen „Hausmeisterin". Dem Fortschritt der Wissenschaft und Technik setzt er unbeugsamen Widerstand entgegen; Kranke läßt er durch Gebete und Zaubersprüche heilen.

Für die Leichtgläubigkeit der Menge hat er jederzeit ein Wunder in Bereitschaft. In seinem heiligen Eichenhain, den außer ihm und seiner „Durli" kein menschlicher Fuß betreten darf, wird ein schwarzer Baumstrunk gehütet, der im matten Licht des Mondes für Grippo gelten muß, eine Birke mit weißer Rinde für Selinur, ein im Dunkel leuchtendes Holz als Strahlenstirn Taliesin. Auch wird eine Anzahl von Opfergeräten in Vorrat gehalten, welche dem von der Gottheit gespendeten heiligen, uralten Weihgefäß auf ein Haar gleichen, um im Bedarfsfalle Ersatz zu bieten. Das unerwartete Erscheinen der Schale wird dann als Gnade gepriesen. Leichtgläubige alte Frauen und Kinder, die die göttliche Gestalt in einem Nebelstreifen herbeischweben sahen, stellen sich ein und schließlich vollendet ein von seinem Hinken geheiltes Kind das Wunder.[1]

Die Heftigkeit, mit der der Oberdruide den Tod des „Erzketzers" fordert — das Wort wird hier in seiner ursprünglichen Bedeutung erneuert — ist offenbar auch bittere, historische Erinnerung.

Viel harmloser und gutartiger sind die Beziehungen zwischen der Betuchungsfeier und den analogen kirchlichen Festen der Firmung und Konfirmation. In den Fragen, welche den Kindern bei dieser feierlichen Gelegenheit gestellt werden, ist die Anlehnung an das protestantische Konfirmationsbüchlein unverkennbar.

Noch zu einer andern Satire wurde die Gestalt des Oberdruiden verwendet.

Wenn Angus, der Unfehlbare, sich als Poet und Komponist versucht und auf seine darstellenden Musiker sowohl als die Zuhörer wahrhaft verheerende Wirkungen ausübt, wenn er in

[1]) S. 211 ff.

einer Ansprache versichert, daß er — „hierin vielleicht fast unbescheiden — sich schmeichle, durch seine Komposition möglicherweise eine neue Ära in der Musik hervorzurufen",[1]) und daß sein Hymnus „zu ungewohnten Höhen kunstreicher Bewegung sich aufschwingt",[2]) um mit den Worten zu schließen: „Ihr habt nun gehört, was wir können! An euch liegt es, ob es künftig eine Pfahlvolkmusik geben soll!"[3]) so ist natürlich an Richard Wagner gedacht, dem Vischer nicht eben geneigt war.[4]) Seinen persönlichen Gefühlen gibt er Ausdruck, indem er Wagner-Angus bei der großen Rauferei fest durchprügeln läßt.[5]) Ästhetisch hat er in einem dreigeteilten Hymnus die Dichtung Wagners persifliert. Der erste Teil ist in trochäischen Stanzen gedichtet und enthält eine Darstellung des Übels, „welches Pfnüssel ist benannt". Wir haben daraus zitiert.

Der zweite Teil[6]) ruft zur glücklichen Lösung die Göttin Selinur an. Der Dichter bedient sich in den kurzen, aus zwei Füßen bestehenden Verszeilen des Daktylus und der gleitenden Reime — ein Metrum, welches Goethe in seinem zweiten Teil des Faust und Vischer in seiner Faustparodie gerne verwendet haben.[7]) Wortmalend werden die akustischen und sensiblen Be-

---

[1]) S. 171.

[2]) S. 214.

[3]) S. 224. Am 18. Aug. 1876, in Bayreuth hat Richard Wagner nach einer Aufführung der Götterdämmerung das Publikum angesprochen: „Sie haben jetzt gesehen, was wir können; wollen Sie jetzt; — Und wenn Sie wollen, werden wir eine Kunst haben." Berichtet von Paul Lindau: Nüchterne Briefe aus Bayreuth 1876.

[4]) Vgl. S. 35 f. dieses Buches.

[5]) Durch Gottfried Keller-Kullur; doch sind die wirklichen Beziehungen zwischen Wagner und Keller sehr herzliche gewesen, wie der Wagner-Biograph Glasenapp versichert und Kellers Briefe es bestätigen.

[6]) S. 217.

[7]) Goethe Faust II, Chor der Engel:

Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden,
Flatternde, schwebende
Heimlich belebende etc.

gleiterscheinungen des Schnupfens wiedergegeben und in dem Lautbild einer letzten Zeile gesammelt, welches der gesteigerten Erhebung und zarteren Stimmung entsprechend aus einem „Pfisala, Pfnisala, Pfeia“ durch „Pfuisala, Pfuiala, Pfuia“ in ein „Leiala, Fleiala, Fleia“ übergeführt wird. Die Anspielung auf den Gesang der Rheintöchter in Wagners Nibelungen und ihr „Wallala, Weiala, Weia“, das dort mannigfach variiert wird, ist offenbar.

Wagner hat in theoretischen Schriften seine ästhetischen Ideen auseinandergesetzt. Er versucht zu zeigen, wie die Sprache unserer Zeit nur mehr eine verstandesmäßige Konvention sei, welcher die Musik allein den Gefühlsinhalt zurückgeben könne. Früher, als die Sprache sich bildete, gab der tönende Wurzellaut eines Wortes den Sinneseindruck wieder, den der zu nennende Gegenstand im Menschen weckte. Mit der Entfernung von der Natur hört dieser Prozeß auf. Der volle Ton schwächt sich ab, das Gefühl für die Wurzelbedeutung verschwindet. Hand in Hand damit tritt in der Poesie an die Stelle des Stabreimes der ausdruckslose Wortreim, der die allein bedeutungsvollen betonten Worte in einem Meer von Nebenworten ertränkt.[1]) In seiner Dichtung glaubte Richard Wagner diesem Übelstand ausweichen zu sollen. Er hat statt des Endreimes Alliteration und Assonanz verwendet. Das gab ihm Gelegenheit, den Wortwurzeln forschend nachzugehen, veraltete Bildungen aufzufrischen, neue Wortverzweigungen zu versuchen. Dann wagt er wohl einmal, seiner eigenen Theorie folgend, selbst eine neue Wortbildung, um seiner Empfindung persönlichsten Ausdruck zu geben. So entsteht aus einem Heilawac, das er bei Grimm gefunden hatte, ein „Weiawaga“ mit seinen vorerwähnten Ableitungen.[2])

Wir begreifen an der Hand dieser Theorie Wagners Wortschwall bei der doch gedrängten Form, welche die Nebenwörter

---

[1]) „Oper und Drama“. Gesammelte Werke, 4. Bd.

[2]) „Wagner an Nietzsche“. Gesammelte Werke, 9. Bd.

als überflüssigen Ballast ausschaltet und sie durch von einander abhängige Genetive ersetzt.

Vischer hat nicht nur Wagners Versuch neuer Wortbildungen parodiert, sondern auch den Stabreim glücklich nachgeahmt.

Du aber Grippo!
Grimmiger Greifer,
Grunzender Lindwurm,

mutet ganz Wagnerisch an.[1])

Vischer hat noch ein besonderes Bravourstück gemacht, und seinen Stabreim mit einem Metrum verbunden, in dem Daktylen und Trochäen in regelmäßigem Wechsel aufeinander folgen, während Wagner nach dem Muster altdeutscher Poesie nur die Hebungen zählt, und Senkungen in beliebiger Zahl verwendet oder entfallen läßt.

Bei der Schilderung der Musik, welche die Worte begleitet, wird Vischers Satire besonders fühlbar. Die Steigerung der Klangwirkung durch Heranziehung neuer Instrumente, das geräuschvolle Orchester, das Zurückweichen der Melodie gegen die detaillierte Stimmungsmalerei, die Verwendung fast physisch wirkender Mittel, wie sie Wagner bisweilen geübt hat, werden der Reihe nach herangezogen.

Wie man auch über Wagner denken mag — und gewiß verdankt ihm unsere Zeit einen Teil ihres tiefsten künstlerischen Erlebens — man muß zugeben, daß Vischer seine Satire an den Punkten angesetzt hat, welche auch von warmen Bewunderern am schwersten zu verteidigen sind.

Wir behalten uns vor, den positiv ethischen und philosophischen Gehalt der Pfahldorfgeschichte im Zusammenhang mit dem Werke zu behandeln. Vorläufig sei nur hervorgehoben,

---

[1]) S. 221. Auch die gehäuften Genetive fehlen nicht:
„Uns aber lasse, Liegen im Krieg wir, Lästigen Übels Einziges Gute, Glühenden Wutbrand, Grinsende Zornwut!"

Vergl. Wagner „Götterdämmerung":
„Blühenden Lebens Labendes Blut, Träufelt ich in den Trank".

daß Kallar, als Vertreter der Wissenschaft, Artur als Träger einer neuen Religion und Zerstörer der alten, jeder in einer bedeutenden Rede ihre Meinungen darlegen. Dabei wird mit Anachronismen nicht gespart und Vischers Zeitgenossen in Form ahnender Voraussicht manch kräftiger Hieb beigebracht. Alle Lieblingsthemen Vischers rücken der Reihe nach vor: die Überklugheit und Blasiertheit der modernen Zeit, die Unruhe in den Lebensgewohnheiten, die Schamlosigkeit und Torheit der Mode, der wachsende Geldgeist, die Gedankenträgheit und der böse Wille.

In der sauersüßen Erwiderung des Druiden auf die allen seinen Überzeugungen zuwiderlaufenden Ausführungen des Barden liegt eine leichte Verspottung politischer Beredsamkeit. Während er im Eifer der weiteren Rede vom „leeren Wortgetändel", „spitzfindiger, unerbaulicher" Deutung, „gezwungenen bodenlosen Sinnklaubereien" spricht, beginnt er mit Schmeicheleien für den „hochedeln Stand der Barden" und spricht von der „Ehre, die seinem profunden Wissen gebührt" und den tieffsinnigen Betrachtungen die „Ihr an Euere Aufschlüsse geknüpft habt". Auch gebraucht der Druide in lustiger Persiflage des Aktenstils die Wendung „Es wurde sich gegönnt".[1])

Die keltischen Mythen werden symbolisch ausgelegt: der Topf, von dem Gwyon genascht hat, ist das Wissen.[2]) Die wilde Jagd mit ihren Verwandlungen, darwinistisch gefaßt, besagt, daß der Mensch sich erst durch die Tierformen hindurch zum Menschen habe entwickeln müssen; als solcher müsse er „dem gemeinen Leben" entsagen, damit ihm eine Auferstehung als Geistmensch zuteil werde. Auch sieht Vischer in der letzten Verwandlung des Zwerges in ein Weizenkorn die Beziehung auf den Ackerbau, aus dem aller Fortschritt hervorwächst.

[1]) S. 186.

[2]) Siehe Henri Martin S. 55. «Taliésin, incarnation de Gwyon est la personnification de la science humaine, Gwyon est une espèce de Prométhée révélateur». 56.

Die Wiedererweckung einer ganz verschollenen Kultur und der Überreste eines Lebens, von dem jede Spur verschwunden war, hat dem Dichter die philosophische Grundidee zu seiner Erzählung gegeben. Er sagte sich, daß die Inhaber jener primitiven Werkzeuge sich im Vergleich zu ihren Vorgängern auf der Höhe der Kultur glauben mußten, während wir geringschätzig lächelnd auf sie herabblicken. So wäre denn alle Kulturhöhe nur relativ und die Kultur bestimmt, immer wieder zu versinken, um neuen Anfängen Platz zu machen. Dies beständige Auf und Ab rückt auch den Zeitbegriff in ein neues Licht. Da alles Materielle einem ewigen Wechsel unterworfen ist, kann es als Zeitmaßstab nicht dienen. Die idealen Werte allein sind unabhängig von dem Ablauf der Stunde; sie sind ewig — das Eine, was die Welt zusammenhält. Indem der Mensch sich in dies Eine versenkt, welches gleichzeitig das innerste Wesen der Dinge ist, nimmt er selbst teil an dem Zeitlosen, an der Unsterblichkeit. Diesen Gedanken drückt symbolisch der Menhir aus, dessen ungeheuerer Block in einem Punkt auf einer Steinkugel ruht, so daß er sich wohl dreht, aber dennoch sicher in seinem Mittelpunkt beharrt.

Indem Albert Einhart diese Geschichte schreibt, hebt er sich über die individuelle Schranke hinaus zur reinen Höhe eines freien Menschentums. Von oben sieht er das Leben und die Entwicklung an und, indem er allein den höchsten geistigen Werten Ewigkeit zumißt, wird ihm das Kleine in entsprechende Ferne gerückt. Als Einzelner erkennt er sich wieder in dem vergrößerten Bild der Völker und versöhnt sich mit seinem Schicksal.

4. Die Anschauungen.

Das Grundproblem. — Der philosophische und religiöse Gehalt. — Soziale politische, pädagogische Ideen. — Der ästhetische Gehalt. — Das Dämonische. — Das Tier.

Wir kehren nunmehr zu unserm Roman zurück; nach den Personen soll uns sein Ideengehalt beschäftigen.

Das Grundproblem sind die Störungen des nach dem Ideal strebenden Menschen durch die kleinen Plackereien des täglichen Lebens. An sich hat diese Idee nichts Überraschendes, denn alle Komik beruht letzten Endes auf einem Kontrast zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Geist und Materie. Eigenartig ist dabei der Gedanke, diesen Konflikt in den Mittelpunkt eines Romans zu stellen.

Es ist bemerkenswert, wie der Wahrheitsfanatiker Vischer offenbar im Inneren seiner Seele empört war, daß manche Dinge im Leben des einzelnen eine so große Rolle spielen können, die in der historischen Betrachtung einfach als nicht vorhanden gelten. A. E.'s närrische Korrekturen an dem Weltgeschehen und an dessen dichterischer Wiedergabe im Epos oder im Drama sind der Ausdruck dieser Empörung. [1]) Er ist überzeugt, daß der ideale Mensch keine Zeit haben darf, so viele seiner besten Kräfte dem Kampf mit dem Bagatell zuzuwenden. Daß Albert Einhart an diesen Kampf eben durch seine heftige

[1]) Er bessert in den Roman einer Dame, die er zuerst in einer Randbemerkung liebenswürdig apostrophiert: „Wart! Blaustrumpf, wart' Gans, ich will dir's einmal zeigen!" (S. 316) realistische Zusätze hinein wie z. B. zu: „Die Droschke war bestellt" die Anmerkung: „und kam nicht". Im Verlauf der Erzählung begeben sich Onkel und Nichte gemeinsam auf die Reise und sitzen im Zuge. Die Dichterin schreibt: „Balsamische Morgenluft weht herein", dazu A. E.'s Anmerkung: „Dem Onkel fährt eine Kohlenstaubfaser ins Auge" u. s. w.

Abwehr viel mehr Kraft verwendet als die anderen Menschen, gehört mit zu den komischen Wirkungen des Buches.

Eine weitere Frage ist die nach der Art, in der dieses Kleinübel dargestellt wird. Das ist mehr Sache des Taktes und dieser war nicht gerade Vischer's stärkste Seite. Andrerseits muß man sich aber klarmachen, daß dem Unappetitlichen, selbst Ekelhaften in der Behandlung dieses Problems nicht ausgewichen werden konnte, nicht einmal ausgewichen werden durfte. Denn daß der Geist in seinem hohen Flug immer wieder von dem Bleigewicht seines Körpers herabgezogen wird, um sich vor allem den Anforderungen, die dieser herrisch stellt, zu fügen, daß diese Anforderungen so häßlich und niedrig sind, darin liegt ja eben die Kraft des Problems. Ich halte es deshalb für durchaus verfehlt, wenn man dem Dichter aus der Heranziehung dieser Häßlichkeiten einen Vorwurf gemacht hat. Die Sünde gegen den guten Geschmack begeht er mehr in der detaillierten Ausmalung dieser Übel, (z. B. S. 37), die künstlerisch kaum zu rechtfertigen ist, wohl aber in der persönlichen Vorliebe des Dichters ihre Erklärung finden mag.

Wenn wir so die Frage nach der Berechtigung des Grundproblems unbedingt bejahen, so stellt sich für uns ein anderer Zweifel ein. Wenn die Empörung des Menschen gegen das Kleinübel in einem galligen und übelgelaunten Temperament die Form erbitterter Gegenwehr annehmen kann, mit welchem Recht faßt dieser selbe Mensch große Erschütterungen und furchtbare moralische Leiden als heilsam auf und umgekehrt?

Wenn nach Vischer die Ordnung zu den Grundlagen des „oberen Stockwerkes" gehört, so wird doch der Mensch auch durch das Verkriechen des Schlüssels zu ihr erzogen. Ernste Krankheiten soll man mit Geduld ertragen; gut, aber warum denn nicht auch Katarrhe oder Hühneraugen? Naturwissenschaftlich mag die Verfeinerung der Organe mit ihrer größeren Schmerzempfindlichkeit Hand in Hand gehen, und somit einen höheren Typus vorbereiten; unter allen Umständen bleibt diese

Empfindlichkeit ethisch eine Schwäche.[1]) Schließlich kann man den Schnupfen als eine Warnungstafel betrachten; geht doch nach einem alten Volkswort mit seinem Verlauf eine ernste Krankheit weg. Ich glaube nicht, daß sich dieser Widerspruch heben oder erklären läßt. Er hängt mit einer Zwiespältigkeit des Buches zusammen, auf die wir später eingehen.

Angesichts des reichen philosophischen Einschlages in unserem Werke wird sich als nächste Frage ergeben: Welcher philosophischen Richtung hat der Dichter sich angeschlossen? Inwiefern ist er originell?

Vischer war durch seine natürliche Anlage ebenso wohl wie durch die Einflüsse des Milieus, Idealist. Kant fand er zu nüchtern und zu negativ; die bloße Erkenntniskritik wollte seinem starken Phantasiebedürfnis nicht genügen. Fichte, in seiner erbarmungslosen Konsequenz, hatte die Welt zertrümmert, um sie in seinem Innern, nach seinem Willen frei aufzubauen ganz den geistigen Zwecken und den Bedürfnissen der Vernunft entsprechend. Vischers kräftige Sinnlichkeit, der Künstler in ihm, mußte sich gegen dieses System sträuben.

Die beiden Schwaben Schelling und Hegel gaben dem Idealismus jene Wendung, welche für unsern Dichter bestimmend wurde. Schelling setzte die Natur wieder in ihre

---

[1]) Ich kann es mir nicht versagen bei diesem Anlaß ein Wort Anton Springers zu zitieren, der von Vischer mit großer Verehrung spricht, aber bemerkt: „Er hätschelte mit Vorliebe seine persönlichen Schwächen und gab ihnen eine Wichtigkeit, als ob das Weltheil von ihrer Befriedigung abhinge" (Aus meinem Leben" S. 113). Kein Wunder, wenn wir diese Eigenheit als Schwäche im „Auch Einer" wieder finden.

Rechte ein und begriff den Urgrund alles Seins als die Identität von Realem und Idealem. Dagegen stellte Hegel den Primat des Geistes wieder her, behielt aber die Realität der Natur bei. Sehen wir uns Hegels System in seinen Grundbegriffen etwas näher an.

Die Vernunft ist Träger und Erbauer der Welt. Als Idee ist sie ewig, raum- und zeitlos, das was allein wahrhaft existiert, der Inbegriff des Möglichen. Die Idee setzt sich selbst in der materiellen Welt einen Widerstand, um in stetem Kampf, in beständiger Entwicklung als „absoluter Geist" vollkommener aus ihr aufzusteigen. Im Menschen kommt die Natur zum Bewußtsein ihrer selbst und ihres Doppelwesens; er sucht seinen Geist in zunehmender Unabhängigkeit von der Materie zu befreien. In diesem Streben schafft er objektive Werte, die unabhängig von der Existenz des Einzelwesens, ewige Dauer haben. So entwickelt sich eine „höhere Natur" über der „niederen Natur". Immer aber bleibt doch der Dualismus des subjektiven und objektiven Geistes, deren Vereinigung sich erst im „absoluten Geist" vollzieht, als der „sich selbst vollkommen erfassenden, wirklichen Idee". Die Kunst, die Religion und die Philosophie sind die Formen, welche in gesteigerter Reinheit diese Synthese darstellen. Die Religion, welche demnach als „Vorstellung" denselben Inhalt hat wie die Philosophie als Gedanke, veranschaulicht diesen Vorgang unter dem Bilde der Dreieinigkeit. Gott Vater, die Idee — erzeugt einen Sohn — die Natur — mit dem er zur Einheit in sich zurückkehrt — dem heiligen Geist, der in der christlichen Gemeinde zur Wirklichkeit gelangt. [1])

Mit dieser geistvollen Interpretation der christlichen Dogmen hatte Hegel die jungen, in Glaubenszweifeln befangenen Theologen an sich gezogen. Aber auch Einharts „Oberes Stockwerk" entspricht dem objektiven und dem absoluten Geist, der höheren Natur Hegels. Über Gott, Tod und Unsterblichkeit, über die

[1]) Hegel: Philosophie des Geistes.

Fragen der Sittlichkeit, des Staates und der Geschichte stimmen Vischers Grundideen mit denjenigen Hegels im wesentlichen überein.

Wenn wir auf den Einfluß Schellings auf Vischer erst später zurückkommen, so müssen wir hier noch eines andern Philosophen gedenken, der sich als der eigentliche Fortsetzer Kants fühlte: Arthur Schopenhauer. Als unser Dichter Schopenhauers Werke in vorgerückten Jahren studierte — im Jahre 1863 kannte er sie nur aus der Kritik [1]) — war er schon zu gefestigt in seinen Anschauungen, um noch einmal umzulernen. Er fühlte sich aber von dem Geiste des Philosophen an- und aufgeregt, wie aus dem Tagebuch Einharts aufs deutlichste zu entnehmen ist. Nicht nur da, wo dieser sich in seinen Ausführungen direkt mit Schopenhauer beschäftigt, empfindet man dessen Gegenwart. [2]) Es ist, als ob sich die ganze Polemik gegen ihn richtete, auch da, wo er nicht genannt wird. Und wir begreifen das vollkommen. Der Dichter verteidigt sich auch gegen sich selbst, wenn er Schopenhauer bekämpft, und es ist ihm Herzenssache, dessen pessimistische Anschauungen zu widerlegen. Manchen persönlichen Zug teilt Vischer mit Schopenhauer: die Geringschätzung der Menschen und die gallige Weltbetrachtung, die Liebe zu den Tieren, die hohe Bedeutung, welche er dem Mitleid zuweist; auch in der Bewunderung Platos begegnen sich die beiden Denker. Was Albert Einhart den Pessimisten zum Vorwurf macht, daß sie beim Anblick eines runden Tisches fragen, warum er nicht viereckig sei, [3]) gerade das brächte Vischer auch zustande. Was er ihnen aber mit Recht entgegenstellt, das ist sein Glaube an

---

[1]) Brief an Günthert (Fr. Th. Vischer S. 31).

[2]) So hat das Problem der Willensfreiheit Vischer, wohl auch im Anschluß an den Frankfurter Philosophen stark beschäftigt. Er ist schließlich zu dem Hegel entgegengesetzten Resultat gekommen, dieselbe zu verneinen, wie es ja Schopenhauer bekanntlich mit größter Bestimmtheit getan hat.

[3]) S. 339.

die aufsteigende Entwicklung der Menschheit und sein Humor, der ihn immer wieder zwingt, auch das Elend des Menschen von einem höheren Standpunkt zu sehen; dies trennt ihn von dem Philosophen, der düstern Blickes sich in die Leiden der Welt versenkt, und nur von einem Nirwana Erlösung hofft.

Neben Schopenhauer nimmt Plato im Tagebuch Einharts den größten Raum ein. Er wird als Repräsentant der vornehmsten Weltanschauung aufgefaßt; es ist nicht bedeutungslos, daß er gerade in der leidenschaftlichen Liebesepisode so oft genannt wird. War er es doch, der die Sinnlichkeit als blindwütige Gier kraftvoll bekämpfte, der, darin ganz ungriechisch, den Gegensatz zwischen Geistigem und Sinnlichem als feindlich empfand. Im Phaedon erscheint das „Leben des Weisen" als ein „fortwährender Kampf gegen die dem Leib entstammenden, die Seele befleckenden und zum Unrecht verführenden Begehrungen".[1]) Der Gottheit steht eine „dumpfe, ihr Walten hemmende Macht gegenüber". Die aus „dem Kreis der Götter stammende Seele" ist in den „ihre reine Erkenntnis und ihre Seligkeit trübenden Körper gebannt",[2]) und nur die echte Philosophie, die ohne edle Liebe und edle Gesinnung nicht denkbar ist, überwindet diese Niedrigkeit der Realität.

Auch persönlich mußte sich Vischer dem griechischen Philosophen verwandt fühlen. Platos dreifache Begabung als Dichter, Sittenlehrer und wissenschaftlicher Denker,[3]) sein Zornmut, der Gomperz veranlaßt, von dem platonischen Haß als von einer Leidenschaft zu sprechen, „die minder berufen, aber vielleicht kaum weniger bedeutungsvoll ist als die platonische Liebe",[4]) sein besonders im Alter zunehmender Pessimismus, sein starker Gemeinsinn mit geringer Wertung irdischen Besitzes verbunden, sein Verlangen nach strenger Zucht und endlich sein Mut und

---

[1]) Theodor Gomperz: „Griechische Denker" (Leipzig 1902). II. S. 349.
[2]) Ebenda S. 328.
[3]) Ebenda S. 474.
[4]) Ebenda S. 347.

seine Wahrheitsliebe sind Eigenschaften, die Vischer selbst auszeichneten.

Die Frage, inwieweit Platos Ideenlehre für Vischer maßgebend war, gehört in eine Darstellung der Quellen Hegel'scher Philosophie, aus welcher Vischer unmittelbar geschöpft hat, und würde hier zu weit führen. Sicher ist, daß schon bei den Romantikern die Bewunderung Platos an der Tagesordnung war.[1])

Kommen wir nun zu Einharts Weltanschauung. Sein Idealismus ist pantheistisch und ethisch. Der Geist ist die Ursache und der Zweck alles Seins. Damit er im menschlichen Bewußtsein aus der Natur aufsteigen könne, müsse er schon irgendwie in ihren niedrigsten Formen vorhanden sein. Es war dem Dichter ernst mit seinem Pantheismus; die Vorstellung von einer „Tücke des Objektes" ist der deutlichste Beweis dafür. Diese humoristische Belebung des Leblosen hängt mit der Grundidee, daß überall in der Natur Geist zu finden sei, eng zusammen.

Ist der Geist ewig, so ist die Erscheinung hingegen nur zufällige, wandelbare Form. Der Mensch ist nur Bild, „wirklich, buchstäblich", „nur wandelnde Auflösung und Wiederverknüpfung".[2]) Damit der Geist sich erhebe, dazu besteht die Welt; die Natur ist der „undurchsichtige Unterbau"[3]), den er sich schaffen

---

[1]) „Eine Kombination von Kant und Platon, eine Überwindung der von jenem festgesetzten Grenzen des Verstandes — und der Phantasiewelt durch die ästhetische Anschauung! — es ist dieselbe Aufgabe, an der in verschiedener Weise die Schiller und Wilhelm v. Humboldt, die Friedrich Schlegel und Schelling arbeiteten, die Aufgabe der ganzen Zeit, die schließlich in der Ästhetisierung der Logik, der Physik und der Ethik durch Hegels universalistisches System die kühnste und umfassendste Lösung fand" S. 354 R. Haym, die Romantische Schule, Berlin 1914.

[2])
„Wie hoch die Welt sich bäumet,
Wie laut auf breiter Spur
Das Leben schäumet,
Uns alle träumet
Der Weltgeist nur." (S. 365).

[3]) S. 348.

mußte, um als höherer Geist aus ihr hervorzugehen. Der Tod des einzelnen ist im wesentlichen Befreiung von der Körperlichkeit und unmittelbares Eingehen in das wahre Sein. Freilich kann von Unsterblichkeit mit einem persönlichen Bewußtsein keine Rede sein. Im Sinne der unendlichen Dauer des Individuums existiert sie nicht und wäre auch ein törichtes Wollen.[1]) Aber in jedem Augenblick „der Freude im reinen Schauen, Forschen und im reinen Wirken" tritt der Mensch aus dem Zeitleben heraus in die „Welt des in sich Wertvollen"; er „ist in jeder Minute, in der es geschieht, mitten in der Zeit ewig". Bei Schleiermacher findet man denselben Gedanken, den man sich vielleicht am ehesten versinnlicht in dem Bild eines Querschnittes durch die Unsterblichkeit, die man sonst im Längsschnitt zu betrachten pflegt.[2])

So besteht also die höchste Leistung des Individuums in dem gewollten Verzicht auf die Schranken der Persönlichkeit und dem Sich-eins-fühlen mit der Gattung, der „Idee" des Menschen, was Hegel, sowohl wie Vischer, als den Hauptinhalt der Religion betrachten. Sie unterscheiden sich darin, daß Hegel den Sitz der Religion in den Geist verlegt, wofür er als Hauptbeweis anführt, daß das Tier keine Religion habe. Es handle sich in der Religion wohl um Gefühle und Vorstellungen; sie seien aber unverkennbar vom Denken bestimmt.[3]) Vischer sieht eben in dem Gefühlsinhalt die Hauptunterscheidung zwischen der bloßen Moral und der Religion und macht z. B. Lessing den Vorwurf, die beiden identifiziert zu haben. Die Re-

[1]) „Du möchtest der Zeit nach ewig leben, mein lieber Piepmeyer?" .. „Von der endlosen Zeit, mein Lieber, hast du gar nichts, nicht den geringsten Spaß, sie gähnt dich nur an, ihr gehören ist nicht besser, als ewige Höllenstrafe". S. 364. Auch die übrigen Zitate sind derselben Stelle entnommen.

[2]) „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in einem Augenblick" — so definiert Schleiermacher das Wesen der Unsterblichkeit in seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern".

[3]) Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften S. 9.

ligion setzt eigentlich da ein, wo der Verstand sich von unübersteigbaren Schranken gehemmt sieht; sie ist der Glaube an eine sittliche Weltordnung, das Vertrauen in ein unbeweisbares Höheres, das Gefühl eines Zusammenhanges mit der Gemeinschaft. „Religion ist Opfer der Selbstsucht, Religion ist: Durchschüttert-, Durchweicht-, Durchmürbtsein vom Grundgefühl: ich bin ein Nichts im Ganzen, wenn ich ihm nicht diene! Religion ist daher tragische Freude zu dienen. Was die Moral fordert, dazu gibt Religion die Lust und Kraft, und was ich fehle, nicht leisten kann: da tröstet mich die Religion durch Gefühl und Ahnen der unendlichen Wechselergänzung im Ganzen." [1])

Gott ist das Erhabene in der Natur, das Menschliche im Gegensatz zum Grausamen und Bösen, das Prinzip der aufsteigenden Entwicklung. Ein persönlicher Gott ist ebensosehr eine Undenkbarkeit der Vernunft, als in sich anfechtbar. Die Vorstellung der Allgüte ist mit dem vielen Schlechten in der Welt unvereinbar.

In seiner Haltung dem Christentum gegenüber ist Vischer unvergleichlich radikaler als Hegel. Er verübelt den bestehenden Religionen, daß sie, das Übersinnliche sinnlich denken, ewige Wahrheiten in Bildern erläutern, und schließlich mit allen Mitteln eines erbarmungslosen Fanatismus fordern, daß man diese Bilder für historische Wahrheiten nehme. So entstehe in Wirklichkeit ein bloßer „Glaube", der die wahre Religion vernichte, und ihr von jeher mehr geschadet als genützt habe.

Auch die Ausnahmsstellung der Priester sei eine Gefahr und der Zeitpunkt aufs innigste herbeizuwünschen, in dem nicht die freie Kirche im freien Staat — jene Utopie, die an den Übergriffen der Kirche notwendig scheitern müßte — zur Wirklich-

[1]) S. 443. In anderen Schriften hat Vischer in Poesie und Prosa immer wieder diesen Grundgedanken geäußert. Besonders auch in „Der alte und der neue Glaube von Strauß". Kr. G. N. F. 6. H., wo er das hübsche Wort geprägt hat: „Religion ist das Tauwetter des Egoismus".

keit würde, sondern der Staat selbst auch die religiöse Erziehung seiner Bürger zu übernehmen hätte.

Trotz aller freisinnigen Gegnerschaft gegen kirchliche Machtgelüste, empfindet er die tiefe Bedeutung der Erscheinung Christi. Sie brachte der Menschheit einen bis dahin ungekannten Geist der Milde und des mitfühlenden Verzeihens, eine „Religion der Herzlichkeit". Mittelbar förderte Christus die Selbstbeobachtung und die Selbstkritik; damit aber wurde auch die dualistische Entzweiung des Menschen verschärft, an welchen die Forderung gestellt wird, die Sinnlichkeit zu überwinden. Albert Einhart glaubt, daß dieser Übergang der Menschheit zu ihrer Entwicklung notwendig war, und Vischer macht damit eine Einräumung, die er selbst in seiner Jugend gewiß aufs lebhafteste bestritten hätte.

Wir sehen, daß Vischer trotz der Negation, welche er den geltenden Religionsbekenntnissen, ihrem Aberglauben und ihrer Intoleranz entgegenstellt, ein starkes, positives, religiöses Gefühl besitzt. Er hat auch scharf unterschieden zwischen der zeitgenössischen, protestantischen Kirche, die er bekämpft und dem Wesen des Protestantismus, welcher den Menschen das Recht des freien, selbsttätigen Denkens gebracht habe und zur sittlichen Ergänzung der Renaissance geworden sei. Luther hat die Welt von dem Joche Roms befreit,[1]) nur noch nicht radikal genug; denn zu viel überflüssigen Ballast habe er in seinen Kultus hinübergenommen.

Grundlegend wird die Abweichung der Ideen Vischers von denen seines Meisters, wo es sich um dessen Optimismus handelt. „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich

[1]) „Wohl uns, ruft Vischer aus, „daß unsere Vorfahren überhaupt gar die Versuchung nicht kannten, gegen das ethisch Überlebte sich ästhetisch zu verblenden, daß sie solche Tendenzbären waren, daß der schöne Schein sie nicht bestechen, daß der Glanz der bella donna sie nicht blenden konnte; wohl uns, daß sie nicht mit der Phantasie auffaßten, was der grobe Verstand, die Vernunft und der moralische Sinn zu entscheiden hat." (F. Strauß als Biograph. Kr. G. N. F. 3. H.).

ist, das ist vernünftig".[1]) Dieses Wort Hegels konnte der an dieser Wirklichkeit so furchtbar Leidende nicht akzeptieren. Er sieht darin eine nicht gutzuheißende Beschönigung, derjenigen ähnlich, welche sich die Religionen zu schulden kommen lassen. Es gibt zu viel Irrationales in der Welt, das sich nicht durch bloße Negation abtun läßt. Da ist vor allem Eines, was ununterbrochen das Weltgeschehen durchkreuzt: der ganz unberechenbare, launische Zufall. Er ist nichts anderes als die „gesetzlose Schneidung der Linien, auf denen die Natur und die Geisteswelt ihre Tätigkeiten, jede an sich gesetzmäßig ausüben".[2]) Daß dann doch im Rückblick oft ein vernunftgemäßes Resultat erscheint, erklärt sich dadurch, daß der Menschengeist stets am Werke ist, um die verursachten Zerstörungen zu verarbeiten. Wo das nicht gelingt, werden unzählige hoffnungsvolle Blüten einfach vernichtet..

Und noch andere unerklärliche Rätsel der Natur muten den Menschen an wie Hohn auf den Gedanken der besten aller Welten. Warum diese verzehrende Heftigkeit der Triebe, die das zur Arterhaltung notwendige Maß weit übersteigt? Wozu die sinnlose Grausamkeit, mit der Lebewesen einander quälen?

Vischer unterscheidet von diesem sinnlos Waltenden das eigentlich Böse als ein Kampfobjekt, ein Ferment des Guten. Immer wieder sucht der Einzelwille sich durchzusetzen; immer wieder trachtet der Universalwille ihn niederzuringen, ihn zum Universalwillen zu wandeln; so ist schließlich das Böse nichts anderes als das Unvollkommene, das auf dem Weg zum Guten begriffene Werden. Vischer versteht das Böse so wie Goethe, als einen „Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Aus dieser Auffassung ergibt sich aber eine neue Schwierig-

[1]) Gesammelte Werke: Grundlinien der Philosophie des Rechtes, Vorrede S. XIX.

[2]) S. 500.

keit. Wenn man die Welt aus einem einzigen Prinzip begreift, so vollzieht sich hier das Phänomen, das die Natur als Geist die Natur als Trieb, als Körper, als Einzelwillen bekämpft und daß dieser Kampf sich im Menschen abspielt. Sie verachtet sich gewissermassen selbst und sucht sich selbst zu vernichten. — Hier begegnen wir einem Gedanken Schellings, dem Vischer sich auch in der Erklärung dieses Phänomens angeschlossen hat. Der Naturphilosoph hilft sich mit einem „dunkeln Grund in Gott", „was in Gott selbst nicht er selbst ist", „ein von ihm zwar unabtrennliches, aber doch unterschiedenes Wesen". Aus diesem dunkeln Grund stammt der Mensch und als solcher hat er „ein relativ auf Gott unabhängiges Prinzip in sich". [1])

An der Hand des Darwinismus und der neueren Naturwissenschaft würde die Lösung dieser Frage geringere Schwierigkeiten bieten; das eigentliche Problem wird durch diese allerdings nur verschoben, aber nicht endgültig entschieden.

In einer Mythologie, deren humoristische Form uns nicht verleiten darf die darin gebotenen tiefen und neuen Gesichtspunkte zu übersehen, hat der Dichter diese Probleme alle noch einmal aufgenommen. Da ist die Natur das Produkt eines gleichzeitig gütigen und grausamen, vorsorglichen und gedankenlosen, eiteln und boshaften Weibes. [2]) Ist dieses gerade mißlaunig, dann erzeugt es widerlich häßliche Geschöpfe wie Kröten; in seiner Bosheit bereitet es allen Wesen peinvolle Qualen. Um diesen Zweck vollständiger zu erreichen, verbindet es sich mit kleinen, im Urschlamm erzeugten bösen Geistern. Die bemächtigen sich des Menschen und machen ihn „zur grausamsten aller Bestien". Doch ein Lichtgott männlichen Geschlechtes nimmt sich seiner an und hilft ihm bei der Schaffung ewiger

[1]) Schelling: Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit (1809).

[2]) Die Vorstellung des weiblichen Elementes als grundlegend in der Natur zur Erklärung ihrer Ungereimtheiten finden wir auch sonst in Vischers Dichtungen, siehe z. B. Ischias. Ein Heldengedicht. Lyr. Gänge S. 280 ff.

Güter, wie Recht, Staat, Wissenschaft, reiner Liebe und Kunst. Die Natur, weiblich indolent, läßt alles geschehen. Nur die kleinen Teufel schwören Rache und schlüpfen als Zorngeister in die Objekte, von denen aus sie dem Feind unsägliche Qualen bereiten. So können sie ihn peinigen, aber nicht mehr unter sich zwingen. [1])

Es ist interessant zu beobachten, wie Vischers Phantasie stark an seinem Monismus rüttelt. Er kann zur Not noch ohne Gott, aber schwer ohne Teufel sein Auskommen finden.

Der Zufall wird gleichfalls satirisch behandelt. Der naturgemäß zum Scheitern verurteilte Versuch ihm seinen Weg vorzuschreiben, wird in einem „System des harmonischen Weltalls" gewagt. Der ironische Titel persifliert ähnliche Systeme, die unser Dichter allzu optimistisch oder zu pessimistisch fand.

Es werden die Teufel in innere und äußere geschieden: ihre „Aktionen" werden aufgezählt und zu kombinieren gesucht. Der Zufall selbst wird durch ein Liniensystem zur Arbeit herangezogen. Durch Kreuz- und Querstriche und diagonale Linien werden Felder erzeugt; die fassen in vier Abteilungen die möglichen kombinierten Tücken zusammen, die der Mensch zu gewärtigen hat. Indem er sie voraussieht, verdirbt er den Teufeln gewissermaßen das Spiel.

Zu den inneren Teufeln gehören die Organe; sie sind die Angriffspunkte, die wir durch unsern Körper dem störenden Zufall darbieten, wie Schleimhäute, Gedärme, Gehirn, Zehen 2c. Die äußeren Teufel werden in leblose oder abgestorbene, und in organische geteilt: Wind, Finsternis, Pfützen, Gruben, Zündhölzchen, Armlöcher, Rockhängeschleife, Schüsseln mit Suppe und anderem, Parkettböden, Brennesseln, Gräten — um nur einige auszuwählen. Zu den Aktionen dieser Teufel gehört unter anderem: Kratzen, Niesen, Tröpfchen an der Nase, Lachkrampf, Stolpern, Überschlagen der Stimme, Fehlgreifen, Vergessen, Hexenschuß. Die quälenden Menschen bilden eine eigene Rubrik.

---

[1]) S. 61 ff.

Auf dem Zusammentreffen peinigender Kombinationen verweilt der Dichter mit sichtlichem Behagen: z. B. Husten und Hexenschuß, oder Kolik auf der Eisenbahn. Der Sturz beim Abspringen aus dem Postwagen in Luzern brachte dem Betroffenen wenigstens die eine Freude, eine seiner systematisch vorausgesehenen Häufungen als Wirklichkeit wiederzufinden: Husten, Hängenbleiben, Fallen! „Amplificatio" ! [1])

In einer dramatischen Skizze werden diese Feindseligkeiten des Zufalls handelnd vorgeführt. Tinte und Schreibfeder, Pfütze und Hühneraugen, Härchen und Buch verschwören sich gegen einen liebenden Jüngling und beschließen, seine Wünsche zu vereiteln. Sie machen ihm erst den schriftlichen Ausdruck seiner Gefühle und dann die mündliche Erklärung unmöglich; fragmentarisch abbrechend, verzichtet der Dichter darauf, uns eine endgültige Lösung zu geben. [2])

Als Gegengewicht gegen manches Übel und eine Wohltat für den Menschen nennt Vischer die Illusion. Wie er sie begreift, ist sie eine Schwester der „Idee" Hegels. Täuscht sie im schönen Schein zunächst die Wirklichkeit vor, so hat sie die Kraft allmählich diesen Schein in Wirklichkeit zu verwandeln. So habe es wohl auch Äschylus verstanden, wenn er Prometheus — den Vorausdenkenden — dazu ausersehen hat, dem Menschen diese Wohltat zu vermitteln.

Man hat den Eindruck, daß Vischer sich durch diesen poetisch schönen Gedanken als Philosoph auf einen abschüssigen Weg begibt, und daß die gefährlichen Folgerungen nicht ausbleiben. Da wir, so meint er, doch rings von Rätseln umgeben sind, so wäre es das einzig Vernünftige, als wahr anzunehmen, was uns am wohlsten tut, sofern es nur unleugbaren Verstandesgesetzen nicht widerspricht. [3])

---

[1]) S. 312.

[2]) S. 313 f.

[3]) Man beachte die Verwandtschaft dieser Auffassung mit dem Pragmatismus.

Für Einhart ist dies der Glaube an das Walten eines „unbedingten Etwas, das aus streng logischen Gründen nicht Person sein kann, das dennoch eine Ordnung erwirke . . . worin sich durch immer neue Tätigkeit unzähliger Menschen die Sitte, das Gute, der Staat, die Wissenschaft, die Kunst herstellt". [1])

Damit scheint uns aber der Denker eine gefährliche Einräumung zu machen. Was den „Verstandesgesetzen nicht widerspricht", ist bei verschiedenen Menschen verschieden und wenn man daneben als wahr annehmen darf, was einem „am wohlsten tut", dann haben die positiven Religionen sehr viele Anhänger zu erwarten.

Übrigens bewegt sich die geistige Strömung der letzten Jahrzehnte in diesem Sinn. Vischer hat offenbar selbst noch die ersten Anfänge dieser Wandlung gefühlt. Warum, so müssen wir uns fragen, können wir uns nicht mit derselben frohen Zuversicht den Freiheitskämpfern und Bekennern des 19. Jahrhunderts anschließen, von denen Vischer einer unter vielen war? Warum werden wir von allerhand blassen Bedenken zurückgehalten, wenn es gälte, ihren Kampf fortzusetzen?

Wohl deshalb, weil wir die Wissenschaft als einen dürren Baum erkannt haben, wenn es gilt, unsere Phantasie zu nähren, weil wir gesehen haben, daß nur wenige Elitemenschen an den rein ethischen Motiven Befriedigung finden, die den heißen Leidenschaften und dem Fieber intensiven Erlebens gegenüber federleicht wiegen. Auch hat unsere Zeit zu ihrer Qual — Nietzsche ist darin ihr persönlichster Vertreter — fundamentale Grundsätze in Frage gestellt, die frühere Jahrhunderte für immer festgelegt zu haben glaubten. So fehlt es uns selbst an einer festen Überzeugung, und damit auch an dem Mute, sie anderen zu rauben, wenn wir gleich die Form, an welche jene sie knüpfen, für überlebt halten.

[1]) S. 496 f.

In einem anderen Punkt drängt sich uns der Wandel im Zeitgeist auf: die soziale Frage existiert für Vischer noch kaum, und er ist darin nur ein Kind seiner Zeit. Für seine Generation war die nationale Einigung naturgemäß das erste Erfordernis, vor dessen Wichtigkeit alles andere in den Hintergrund trat; alle Klassen- und Standesunterschiede, alle Bedenken des Partikularismus, mußten weichen, um dem einen Bewußtsein Platz zu machen: ich bin ein Deutscher, nichts als ein Deutscher. Es war nur logisch, wenn die Tüchtigsten ihrer Zeit, die inneren Spaltungen schonend, damals jedes andere Ideal zurückstellten.

Das Jahr 1870 hat die nationale Einheit gebracht und damit gebundene Kräfte befreit. Vischer war aber nicht mehr jung genug, um sich dem mächtigen Strom neuer Anschauungen entgegenzustellen oder auch sich ihm anzuschließen. Wir haben nur eingestreute Äußerungen, in denen er den Sozialismus berührt. Immerhin wissen wir genug von ihm, um uns überzeugt zu halten, daß er sich von dieser neuen Bewegung nicht angezogen fühlen konnte, er, der die Einrichtung des Privateigentums hoch wertete und strenge Zucht für eine der ersten Staatsnotwendigkeiten hielt. Andererseits ließe sich der Standpunkt wohl verteidigen, daß Vischer, durch den hohen Platz, welcher er der Arbeit im weitesten Sinne einräumt, mit zu den Männern gehört, welche dem Sozialismus vorgearbeitet haben.

In dem Hinweis auf strenge Zucht liegt eigentlich auch der Kernpunkt der pädagogischen Überzeugungen unseres Dichters. Die Ursache so vieler unglücklicher Ehen glaubt er in der frühzeitigen Verwöhnung der Mädchen zu erkennen und würde zur Abhilfe fordern, daß der Jüngling und das Mädchen durch systematische Kenntnisse auf dem Gebiet der Erziehung für die Ehe vorbereitet würden. Das „Jahrhundert des Kindes" hat zur Realisierung des letzteren Punktes manchen Schritt getan. Die Forderung nach Zucht ist dabei ganz in den Hintergrund getreten, und es täte not, sie Vätern und Müttern heute recht eindringlich zu wiederholen.

Auch sonst betont er stark die Notwendigkeit der Abhärtung und Kräftigung des jugendlichen Körpers und legt auf Turnen, Schießen und Exerzieren großes Gewicht.

Wir begnügen uns hier, mit diesen kleinen Hinweisen, welche natürlich die pädagogischen Ideen eines Werkes nicht erschöpfen können, das sein ganzes Dasein ethischen und erzieherischen Absichten verdankt. Es würde zu müßigen Wiederholungen führen, wollte man hier das an anderer Stelle gesagte nochmals einfügen.

Wenn wir nun dem politischen Gehalt der Dichtung näher treten, so müssen wir auch hier betonen, wie vollkommen die Ansichten Albert Einharts mit denen Vischers übereinstimmen. Der Dichter hat es übrigens verstanden, in der Einmischung eines so wenig künstlerischen Elementes maßvolle Zurückhaltung zu zeigen.

Im Jahr 1848 macht Einhart nicht das Frankfurter Parlament mit, sondern den Krieg. Auch er wird an energischem Eingreifen gehindert, allerdings nicht durch die Impotenz einer Versammlung, sondern durch eine Verwundung. Zu anderer Zeit wird er dann als Volksvertreter gewählt und seine erste große Rede veranlaßt seinen Sturz, ähnlich wie die Antrittsrede im Leben des neuernannten Professors gewirkt hatte.

An der Republik als idealer Staatsverfassung hielt Vischer fest; nur betont er mit den zunehmenden Jahren immer schärfer, daß sie nur als reife Frucht einem gereiften Menschengeschlechte zufallen dürfe, während für unsere Zeit die monarchische Regierungsform wohl noch die entsprechendste sei. Darum müsse die Vertiefung der allgemeinen Bildung als eine der wichtigsten Aufgaben des Staatsmannes gelten. Die letzten und schwierigsten Fragen nach der besten Regierungsform wären gelöst, wenn man ein Mittel fände, die Gewalt „nur in reine Hände zu legen.“ [1])

In einem anderen Punkte noch ist Albert Einhart ganz der Wortführer Vischers, in seiner Überzeugung, daß das Ideal

[1]) S. 351.

des Weltbürgertums ein falsches sei. Der Mann könne und müsse in einer engeren Gemeinschaft wurzeln, der er seine besten Kräfte schulde.[1]) Vischer hat sich mit seiner schwäbischen Heimat ganz eins gefühlt und mit inniger Liebe an ihr gehangen. Er hat gerne die Vorzüge seiner Landsleute hevorgehoben und norddeutschem Wesen gegenübergestellt, dem er nicht immer ganz gerecht wurde.[2])

Ich gestehe mein Staunen darüber ein, daß Vischer für seinen Einhart auf das Schwabentum verzichtet hat. Er läßt ihn einen Franken sein, vermutlich mit Hinblick auf den Nürnberger Erzgießer Peter Vischer, den er gerne als seinen Ahnen dachte, und in dem Wunsche, nicht in seinem Helden wieder erkannt zu werden. Er opfert dieser Absicht sogar die Wahrscheinlichkeit: denn, daß jemand, der sich ein paar Wochen — selbst als Polizeidirektor — in einem Lande aufhält, so tiefe Einblicke in die Volksseele tut, ist kaum denkbar, und wirklich sollen diese, nach Ansicht anderer Schwaben, vorzüglich charakterisiert sein. Wir glauben es gerne, denn wir erkennen nach dieser Schilderung in unserem Friedrich Theodor Vischer den echten Schwaben mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern.[3]) Damit steht seine auffallende Originalität in keinem Widerspruche, da unter den Eigenheiten der Schwaben auch der „dichte, knorpelige Schildkrötenschild" genannt wird.[4])

---

[1]) Vischer dachte auch sehr streng von den Pflichten, die eine besondere Begabung dem Menschen auferlegt. Er bezeichnet das Verhalten des Künstlers, der die Hände in den Schoß legt, geradezu als „Unmoral". (Das Schöne und die Kunst, S. 220). Seinem Freund Mörike machte er seine spärliche Produktion ernst zum Vorwurf.

[2]) In dem anmutigen, im schwäbischen Dialekt abgefaßten Lustspiel „Nicht I a" (1884) stellt er diese Wesensverschiedenheit, die schon im Jahre 1838 (Dr. Strauß und die Wirtemberger) den jungen Mann so stark beschäftigt hatte, noch einmal in zwei represent ativen Gestalten dar.

[3]) Vischer war Schwabe bis in den „Stich ins Philisterhafte und Philiströse", welchen Th. Ziegler in allen bedeutenden Männern Schwabens wieder finden will. „Dr. Fr. Strauß", Straßburg 1908, S. 768.

[4]) S. 423.

Mit einiger Neugierde fragt man nach dem ästhetischen Gehalt im „Auch Einer" und erwartet von dem erfahrenen Kunstkenner ungewöhnliche Aufschlüsse zu erhalten. Man wird in diesem Punkte vielleicht ein klein wenig enttäuscht sein. Es scheint, als ob in diesem Beichtbuch das zum Ausdruck kommen sollte, was der Dichter sonst verschwiegen hatte. Es ist fast, als hätte er seiner Ästhetik eine Ethik zur Seite stellen wollen, und habe diese in der anregenderen Form eines Romans untergebracht. Natürlich fehlt es trotzdem nicht an ästhetischen Leckerbissen.

Köstlich ist z. B. die Charakterisierung der Sprachen: „das Englische reine Auster, schleimig mit Seegeruch. Das Italienische Rotwein mit Orangen. Das Französische Likör und Biskuit. Das Deutsche gutes Roggenbrot mit Rettich und kräftigem Bier. Das Holländische ganz Häring". [1])

Die Einteilung der Baustile nach den jeweiligen Einflüssen auf den Katarrh und dessen Heilung ist so originell und närrisch, daß man nicht weiß, ob man sich ärgern oder lachen soll.

Die Zusammenstellung und vergleichende Betrachtung der drei größten dichterischen Gestaltungen des Humanitätsgedankens im Zeitalter der Aufklärung ist sehr bedeutend. Es wird dargelegt, daß die Menschenliebe im Nathan sich als Toleranz zwischen Religionen und Nationen zeige, in Iphigenie als Familienliebe, wobei „echt Goethisch" die „sittigende" Kraft von einem Weibe ausgeht, im Don Carlos als allgemeine Menschenliebe und politische Befreiung. [2])

Ein Vers Goethes aus dem Liede Mignons wird fein analysiert: „Es stürzt der Fels und über ihn die Flut"; die Wirkung besteht in dem „über", welches über die Cäsur hinübergleitet, wie das Wasser über den Stein. [3])

Die Liebe für Raffael wird Gestalt in der anmutigen Erscheinung Cordelias, die seinen Madonnen gleicht und vermählt

[1]) S. 382.
[2]) S. 341.
[3]) S. 55.

sich mit der Bewunderung für Shakespeare durch die Erinnerung an die gleichnamige Tochter des König Lear.

Natürlich beschränkt sich die ästhetische Feinfühligkeit nicht bloß auf die Kunst. Die Liebe Einharts zu Goldrun wird geweckt durch deren rassige Schönheit und glüht immer von neuem heftig auf, wenn die volle Plastik ihrer Gestalt und ihrer Bewegung Gelegenheit hat, sich zu entwickeln. Die Frauen seiner Heimat stoßen ihn ab durch ihr häßliches Gehen und Tanzen. Selbst der schöne, vollklingende Name sollte nicht fehlen und vor allem eine ästhetisch reizvolle, farbige Tracht, an der unsere Welt so arm ist. Vischer vergißt es nie zu betonen, wie unnatürlich und häßlich, vom künstlerischen Standpunkte gesehen, die moderne Kleidung ist. Die Sucht nach ewigem Wechsel besonders in der Frauenmode fördere oft wahre Auswüchse zu Tage.

Das dämonische Element im „Auch Einer" tritt uns zunächst in der Gestalt Goldruns unmittelbar entgegen. Goethe hat sich über den Begriff des „Dämonischen" in Wahrheit und Dichtung ausgesprochen [1]) und seine Äußerungen dann in einem Gespräch mit Eckermann ergänzt. Er bezeichnet es als „eine der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht", und dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen sei. Von Menschen, die dieses Element in sich verkörpern, gehe eine ungeheure Kraft aus „und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente . . . . . Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere

1) 20. Buch.

Teil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen."

Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei der Gestaltung der norwegischen Teufelin diese Analyse Goethes einige Lichter hinzugefügt habe. Vischer selbst definiert das Dämonische als „Mächte, die geisterhaft aus unbekanntem Schoße des Daseins oder wild aus schwarzen Tiefen des Gemütes hervorbrechen und des Menschen Schicksal flechten." [1])

Albert Einhart sagt von Goldrun, sie stamme aus dem dunklen Grunde in Gott. Ihre Seelenzustände wechseln wie Wind oder Wetter. Nicht vom wählenden Verstand, sondern vom blinden Instinkt wird sie geleitet. Sie ist selbst ein Stück Natur und teilt als solches deren rätselvolles Wesen. Die eigentümlich beängstigende Wirkung, die sie auf Einhart ausübt, wurzelt letzten Endes darin, daß sie auch in seinem Wesen den dunklen, unbewußten Bodensatz aufwühlt, der in dem leidenschaftlichen Phantasiemenschen am Grunde der Seele ruht und von dem kühlen Denker gehütet wird. Da es doch nach Vischers Überzeugung Aufgabe des Menschen ist, dem Hellen, Klaren, Geistbegabten, Bewußten zu immer weitgehenderer Geltung zu verhelfen, so muß dieser dunkle Grund bekämpft und vernichtet werden.

Eine auffallend große Rolle spielen in dem Roman die Träume, und darin ist unser Dichter so recht ein Kind der Romantik.

So haben in derselben Nacht, in der Nacht, die der Kriegserklärung von 1870 folgt, Cordelia und der Herausgeber denselben Traum, der ihnen den fernen Freund aus schwerer Wunde blutend neben einem Pferde liegend zeigt. [2]) Dieses Zusammentreffen ist so auffallend, daß wir in Vischers sonstigen Werken nach Aufklärung suchen.

---

[1]) G. Keller, Altes und Neues S. 190.

[2]) S. 266 und 332.

In einer Studie aus derselben Zeit [1]) gesteht Vischer den Träumen Ahnungswert zu, allerdings nur „als dunkler Gefühlsschluß aus gegebenen Prämissen, die der Instinkt richtiger erkannt hat, als der Verstand". Die beiden Menschen, die Einhart kennen, halten diesen Tod aus seiner Natur heraus für wahrscheinlich. Daß sie den Traum kurz vor seiner Erfüllung träumen, bleibt natürlich ein mystisches Element.

Vischer beleuchtet auch die Verwandtschaft zwischen Traum und Dichtung, die ihre gemeinsame Wurzel im Symbol haben. Beide beruhen auf Einfühlung in den Gegenstand und Ausdrücken eines Inhaltes durch ein Bild aus anderer Sphäre. Er unterscheidet vier Arten von Träumen: den Associationstraum, den Phantasietraum, den dichtenden und den Denktraum. Allen diesen Arten werden im Laufe des Buches ein oder mehrere Beispiele gewidmet, bis vollends zum Schluß der Traum gewissermaßen in die Handlung eingreift. [2]) In dieser schönen Vision, die wir an anderer Stelle besprochen haben, gibt sich der Held selbst Absolution, der Traum erscheint wie eine Stimme von oben; vertritt gewissermaßen die Stelle der Faustapotheose. Die Romantiker würden ihn aus der siderischen Region erklärt haben, der die immateriellen aber realen Bilder angehören.

Von den humoristischen Korrekturen, die Einhart an den bedeutendsten Dramen der großen Dichter, an den Darstellungen der Weltgeschichte, an den falsch idealisierenden Romanen vornehmen möchte, haben wir gelegentlich gesprochen, vorüber-

---

[1]) „Der Traum" 1875, nachgedruckt in „Altes und Neues" I. Heft S. 212.

[2]) „In der Erdichtung eigentlicher Träume schlängle sich durch die gaukelnden Erscheinungen ein symbolischer Sinn, symbolisch jedoch nur so wie der wirkliche Traum in seinen besten Momenten, ahnungsvoll, helldunkel, dramatisch symbolisiert." Vischer hält es für einen Beweis eines wahren Dichters, „daß er auch einmal ganz wachend träumen" könne. G. Keller, Altes und Neues. S. 193 f.

gehend auch von dem Verständnis, welches der Dichter den Tieren entgegenbringt. Seine Beobachtungen an ihnen, besonders an den Hunden zeigen dieselbe Fähigkeit der Einfühlung, denselben scharfen Blick, durch den er immer wieder überrascht und erfreut. Ein Beispiel für viele:

Nachdem Einhart konstatiert hat: „Eine der liebenswürdigsten Etappen auf Gottes Weltgang vom Guten zum Bessern ist die Schöpfung des Hundes", spricht er über den resoluten Ton seines Bellens: „Ein Schuß. Wie oft, wenn ich in Zweifeln hing und zappelte, in Brüten klebte, hat es mir wohlgetan, mich erfrischt, gelabt, wenn ich den entschlossenen, unzögernden, frischweg vorbrechenden Laut vernahm! Es ist auch der Stolz des Hundes. Ich bin überzeugt, eine Hundsmutter, wenn sie ihren Sohn zum ersten Mal bellen hört, fühlt dasselbe, was eine menschliche Mutter, wenn sie ihrem Sohn, welcher Theologie studiert und welcher die erste Predigt tut, mit Mann, Vetter und Base hineingeht". [1])

Es ist klar, das Tier ist dem Dichter ein geistbegabtes Geschöpf und er sucht, durch dessen Beobachtung auch die menschliche Psyche tiefer zu erfassen. Diese Auffassung ist erlebter Pantheismus. Die Belebung der unorganischen Materie ist dann eigentlich nichts anderes als eine logische Verfolgung des gleichen Gedankenganges. So runden sich die Anschauungen zu einem Ganzen ab und auch die anscheinende Willkür oder Launenhaftigkeit wurzelt irgendwo in der Philosophie des Autors.

[1]) S. 346.

B. Form.

1. Komposition.

Gelegentlich der Wiedergabe des Inhaltes haben wir gesucht, von der ungemein komplizierten Führung des Romans eine Vorstellung zu geben. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, der Roman sei nicht komponiert, und die Formlosigkeit Vischers könnte der fast prinzipiellen eines Lawrence Sterne oder Jean Paul gleichgestellt werden.

Jede Einzelheit ist hier durchgedacht, die Begebenheiten greifen ineinander und ergänzen sich zum vollständigen Bilde. Bei wiederholter Lektüre übersieht man erst, wie sich alles gegenseitig hält und stützt. Doch ist auch bei Vischer die Form eine außerordentliche Erschwerung für den Leser und man fragt mit Recht nach den Gründen, die den Autor veranlaßt haben mögen, sie zu wählen.

Eine Ursache haben wir bereits angedeutet: die Absicht, den Leser zur Aufmerksamkeit und zum Denken zu erziehen. Die pädagogischen Momente waren immer sehr stark in Vischer, wie sein Leben und Dichten bei jeder Gelegenheit zeigt.

Zum Teil mag auch die Art der Entstehung die Schuld tragen. Die Pfahldorfgeschichte war zuerst vollendet.[1]) Mit ihr ließ sich die Ausführung einer alten Lieblingsidee verbinden, die Schilderung eines originellen Kauzes, zu welchem der Dichter aus seinem Wesen die Elemente schöpfte.

---

[1]) Zusatz S. 349 ff. Da findet man manch interessante Aufklärung über die Entstehung des Werkes. Die erste Spur des „Auch Einer", die wir in Vischers Korrespondenz finden, ist die Erwähnung in einem Brief an D. Fr. Strauß, 1867.

In dieser Schilderung sehen wir eine andere Form jener nämlichen Selbstbefreiung, an der schon der junge Vischer auf seiner ersten italienischen Reise gearbeitet hatte.[1]) Der gespenstische Begleiter, den er neben sich fühlte, war aber anscheinend nicht so leicht los zu werden, daher im Alter der erneute Versuch diesen Schatten von sich abzulösen, indem er ihm als dichterische Gestalt sein eigenes Leben gab.

---

[1]) Mir aber rief mein alter Unstern: Nein!
Sang mir das Lied mit giftgeschärften Zungen,
Das er mir an der Wiege schon gesungen,
Das alte Lied: Du sollst nicht glücklich sein!

Und, bei der Lüfte Geisterton erwacht,
Bäumt ein Gespenst, das mein Verderben suchet,
Ein dunkler Zorngeist, der dem Leben fluchet,
Den Drachenhals in meiner Seele Nacht.

In Klosterhöhlen ward es ausgeheckt,
Genährt im Gitter eines engen Lebens,
Gereizt vom Stachel fehlgeschlagenen Strebens,
Vom Schicksalshohn, vom Zweifel aufgeschreckt.

Heraus aus mir! Und wenn Du widerstrebst,
Ich schleudre Dich, scheuseliges Gerippe,
An jenes Abhangs wildgezackte Klippe.
Daß Du zerfetzt wie dort die Wolke klebst!

Und trotzest Du, dort auf die See hinaus,
Wohin mich bald die Wanderschritte bringen,
Schlepp' ich Dich noch, dort will ich mit Dir ringen
In Sturmespfeifen, in der Woge Graus!

Dort pack' ich Dich, mir selbst sei es gelobt!
Dort stoß' ich zu des Abgrunds Mißgestalten,
Grünäugiger Larven Brut, den schlimmen, alten
Nächtlichen Dämon, der im Busen tobt!

Ich aber strebe frei und fröhlich fort,
Durch blaue Inseln schwebend hingetragen,
Schon seh' ich fern Athenes Tempel ragen
Und grüße jauchzend von des Schiffes Bord.

Aus dem Gedicht „Albano" — Lyrische Gänge, S. 75 — entstanden in Italien 1840.

Im unbefangenen Zusammentreffen auf gemeinsamer Reise konnte der Sonderling in wiederholter Momentphotographie aufgenommen und dem Leser vorgeführt werden. Dieser erste Teil ist sehr unterhaltend, voll Witz und Laune. In dem Augenblick, in welchem der Leser ungeduldig werden könnte, wird es der Erzähler selbst und sagt dem närrischen Kerl Grobheiten, die den Leser befriedigen. Das ist geschickt gemacht. Der Dichter hatte offenbar selbst Vergnügen an seiner gelungenen Gestalt. Er führte sie immer feiner aus und gab ihr schließlich in dem Tagebuche Gelegenheit, ihren ganzen Seelenadel zu entwickeln. Andrerseits versteht man, daß solch ein zugeknöpfter, borstiger Herr, wenn er schon ein Tagebuch führt, nicht leicht Jemand Einblick in dasselbe gewähren kann, solange er lebt. Man läßt ihn also vorher sterben, erreicht damit auch die Ausschaltung des bloßen Spannungsmomentes beim Leser, der sich dann mit voller Ruhe den gehaltvollen Aphorismen des Tagebuches hingeben kann.

Am schwächsten ist der Teil ausgefallen, der zwischen die Pfahldorfgeschichte und das Tagebuch eingeschoben ist. Da wird nur mehr aus zweiter oder dritter Hand erzählt. Der Herausgeber teilt mit, was Frau Hedwig, oder der Assessor oder der Vater Cordeliens über Albert Einhart zu berichten haben; dann wohnen wir mit ihm einem fein durchgeführten Tischgespräch über den verstorbenen Stammgast bei, das sich über dessen Eigenheiten verbreitet. Die eingelegten Fragmente aus dem Nachlaß tragen nicht gerade zur Kurzweil bei. Schließlich geht der Erzähler noch in der Schweiz den Spuren Einharts nach, um uns den segensreichen Verlauf einiger Wohltätigkeitsakte des verstorbenen Freundes zu schildern. Das sich hier anschließende Tagebuch wird einmal unterbrochen, um das Krasse in dem norwegischen Abenteuer durch die Erzählung Mac Cormons zu ergänzen. Auch hier ist die normale Ordnung etwas gestört, da die Rahmenerzählung schon vor Beginn des Tagebuches geschlossen wird.

Wir sehen, wie die ganze Anlage vorwiegend den einen Zweck verfolgt, uns ein möglichst vielseitiges, vollständiges, Bild eines Charakters zu vergegenwärtigen. Sie gibt dem Dichter Gelegenheit, seinen Helden psychologisch zu zergliedern, sowohl in der subjektiven Form der Selbstanalyse, wie in der objektiven Vorführung seines Wirkens. Wir lernen den Eindruck kennen, den er auf seine Mitmenschen macht und vor allem auch — und das ist ihm vielleicht das Wichtigste — wir erfahren, wie der Dichter will, daß man ihn verstehe.

Indem der Herausgeber sich gleich anfangs und dann noch wiederholt an den Leser wendet, hat er vollauf Gelegenheit, demselben seine Auffassung zu suggerieren, die Eigentümlichkeiten Albert Einharts zu erklären, seine Dichtungen mit Kommentar zu begleiten und wo er es für richtig hält, über deren Entstehung zu sprechen. Die Manuskriptfiktion wird durch den Hinweis auf Lücken gestützt. So bedauert der Erzähler, daß man nichts Näheres über die Jugend Einharts erfahre, oder er bezeichnet eines der hinterlassenen Fragmente als einen „schnöden Papierhaufen", der ihn mit „gründlicher Empörung" erfüllt; von einem anderen sagt er: „der Spaß wäre geradezu langweilig zu nennen, wenn nicht ꝛc. . . . ."[1]) Er läßt uns Einblick in seine Werkstätte tun, führt uns in seine Bibliothek, in seine Arbeitsstube. Er gibt vor, Teile aus dem Tagebuch unterdrückt zu haben, die nicht bedeutend genug zur Veröffentlichung waren. Schließlich gibt er uns nach allen andern Interpretationen noch sein Resümee mit den Worten: „Ich gestehe, daß es mich anwandelte, die Gesellschaft mit der Paradoxie zu erschrecken, der Selige habe mit seinen angeblichen Grillen überhaupt recht gehabt."[2])

So wird die Meinung des Autors etwas aufdringlich in den Vordergrund gestellt, ein wenig zu viel für den guten

[1]) S. 317.

[2]) S. 329.

Geschmack, denn das Selbstlob kann dabei nicht ganz vermieden werden.

Die Verworrenheit der Komposition fällt zum Teil der uns schon bekannten eigenartigen Komik Vischers zur Last, zum Teil aber auch seiner geringen Fähigkeit zur Gliederung der Massen und ihrer Vereinfachung, die wir bei dem Schriftsteller durchaus wahrnehmen können. Manche Dinge werden in mehrfacher Wiederholung gesagt; der Lehrer und Redner, der er war, mögen ihn dazu verleitet haben.

Es ist gewiß ein Irrtum, wenn man, wie es da und dort geschehen ist, eine künstliche Sucht nach Originalität für die krause Anordnung verantwortlich machen will. Vischer macht die Dinge anders wie die andern Menschen, weil er kein Dutzendmensch sein kann. Nichts wäre für ihn unmöglicher, als ein Leben nach der Schablone und so wie ihm geht es seinem Helden.

Sagen wir noch, daß Goethes Werther die Wahl der Form beeinflußt haben mag. Hier wie dort wird das Manuskript eines Verstorbenen von einem „Herausgeber" veröffentlicht und durch eigene Erzählung nach der Aussage Nahestehender ergänzt. Die Annahme einer Reisebekanntschaft als Ausgangspunkt der Erzählung ist besonders bei Heyse beliebt, der dann die Beichte über seelische Vorgänge, die Innenerzählung, oft auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, einem schnellgewonnenen Vertrauen verdanken läßt. Wenn Vischer diese Klippe auch vermieden hat, so bleibt es immer noch erstaunlich genug, daß Albert Einhart den Reisebekannten, den er nie wiedergesehen hat, zum Vollstrecker seines geistigen Testamentes macht.

Fragen wir uns nach der inneren Gliederung des Werkes, dessen Handlung sich über einen Zeitraum von 23 Jahren erstreckt, so müssen wir als die bedeutendsten Abschnitte unterscheiden:

1. Das Liebesabenteuer in Norwegen mit seiner Verstrickung in schwere Schuld.
2. Die Sühne durch den Kampf fürs Vaterland, durch treue Arbeit und durch eine reine Liebe.
3. Der Verlust des Amtes; statt dessen die Betätigung als Dichter mit wachsender Loslösung von allem Irdischen.
4. Die endliche Überwindung des Ich und der Tod durch eine Tat selbstlosen Mitleides.

Im Helden besteht die innere Entwicklung weniger in einer Wandlung seiner Ideen, die im Grunde vom Anfang bis zum Schluß dieselben bleiben, als in einer Verfeinerung des Willensmenschen. Der leidenschaftliche Mann, der die Liebe in der ganzen Heftigkeit des Naturtriebes schrankenlos genießt, sühnt seine Wildheit durch ein reines Leben und veredelt sie im Spiegel der Kunst.

Die drei italienischen Reisen bedeuten Etappen in dieser Entwicklung.

Auf der ersten Reise wirkt Italien befreiend und erweiternd. Wenn auch der nordische Mensch in seiner Heimat wieder in sich zurücksinkt, es bleibt doch ein Abglanz von der Sonne des Südens in seinem Innern haften.

Auf der zweiten Reise wird er sich selbst, „zum Bilde“: Nach vollzogener, endgültiger und freiwilliger Trennung von der Frau, die er liebt, und von der Tätigkeit, die ihm teuer war, löst er sich von aller Selbstsucht los, um sich dem Wirken an dauernd Wertvollem ganz hinzugeben.

Die dritte Reise bringt ihm die Versöhnung. Sein Leben und sein Schicksal erfahren ihre Verklärung. Er darf die Einigung des Vaterlandes erleben, die geliebte Frau vor ihrem Tode noch einmal wiedersehen und eines mutigen Todes sterben.

Aus dem heftig begehrenden Ich-Menschen hat sich ein

reiner Geist erhoben, der sich als Glied in der Kette des Ganzen fühlt. Artur sagt in der Pfahldorfgeschichte: „absterben dem ersten, frischen, lustigen, bunten Leben, um aufzustehen als Taliesin, als Strahlenstirn, als Geistmensch und so im Leben das zweite Leben zu leben.“ [1])

Wenn man die ernste Größe dieses Teiles betrachtet und sich darein vertieft, dann fühlt man es ganz, daß ein Bruch durch das Werk geht, und daß man es eigentlich mit zwei verschiedenen Büchern zu tun hat, deren Verschmelzung in eines alle anderen Nachteile im Gefolge führen mußte.

Der Albert Einhart des ersten Teiles und der Pfahldorfgeschichte ist eine echt komische Figur, die eine an sich berechtigte Idee in maßloser Übertreibung darstellt und dadurch zum Lachen reizt. Vischer hat sich darin karikiert und sich selbst zum Gegenstand seines Humors gemacht.

Ganz anders steht es mit dem Albert Einhart des Tagebuches, einem geistig und sittlich auf der Höhe stehenden Menschen, der sich immer wieder erinnern muß, daß er eigentlich ein Narr ist. In ihm hat Vischer sich selbst porträtiert, ihm hat er seine besten Gedanken, die vornehmsten Resultate seines Lebens gegeben und dessen geistige Entwicklung.

Ich möchte das Tagebuch um keinen Preis missen; es gehört gewiß zu den Schätzen der deutschen Literatur. Doch zwischen ihm und dem närrischen Albert Einhart klafft ein Riß, der durch die scharfsinnigsten Bemühungen Vischers nicht ausgefüllt werden konnte. Wenn er uns immer wieder sagt (besonders im „Zusatz“) „Albert Einhart solle uns dauern“, so zeigt das doch deutlich den Bruch, von dem ich spreche. Wenn uns jemand leid tut, so können wir doch nicht mehr über ihn lachen, [2]) und über den zornigen Reisenden lachen

---

[1]) S. 184.

[2]) Henri Bergson hebt in seiner Abhandlung über das Lachen (Le rire, Paris, Alcan) als eine der Voraussetzungen für das Komische das unbeteiligte Gefühl hervor («l'insensibilité») S. 4.

wir von ganzem Herzen. An diesem Punkte hat die Selbstablösung versagt. Vischer steckt in beiden Menschen, die den Helden machen, im Einen verzerrt, im Anderen treu getroffen. Die beiden Äußerungen dieses Ichs verschwimmen ihm zu dem einen, ungeteilten Ich; er nimmt sich gleich warm beider an, und da können wir naturgemäß nicht immer mit ihm gehen.

Wir hätten gerne unseren Genuß verdoppelt und zwei verschiedene „Auch Einer" werden sehen. Das ist nun nicht mehr möglich; auch so wollen wir uns, um ein Goethewort zu variieren, freuen, daß wir „einen solchen Kerl" haben.

2. Technik.

Haben wir zuletzt gezeigt, daß die Komposition den Autor zu schwerfälligen und mühsamen Bewegungen genötigt hat, so sind die Zwischenstationen oft so reizvoll, daß wir uns auch den Umweg gerne gefallen lassen. In der Fähigkeit zu schauen und Geschautes mit dem Strahl einer Blendlaterne zu erleuchten, ist Vischer gewiß ein Dichter.

Über die Darstellung der Hauptpersonen haben wir bereits gesprochen. Aber wie meisterhaft sind kleine Episodenfiguren skizziert! Der wandernde Physikprofessor ist schon in seiner äußern Erscheinung ein Kabinettstück [1]). Die ganze Szene, in der dann Albert Einhart durch seine haarsträubenden Theorien dem armen Schulmann das Butterbrot „gleichsam" auf die Erde wirft, welches „natürlich" auf die gestrichene Seite fällt, ist köstlich.

Der unerträglich geschwätzige Geschäftsreisende und der stumme Stammgast im Wirtshaus [2]) sind prächtige Momentaufnahmen.

[1]) S. 23.

[2]) S. 328.

Heben wir von den bewegt geschauten und lebensvollen Szenen die grandiose Erscheinung Albert Einharts in der Schöllenenschlucht hervor,[1]) den Kampf mit dem Wisent[2]) und die Raufszene in der Pfahldorfgeschichte, [3]) das erste Auftreten Goldruns.

Feinsinnige Naturschilderungen begleiten stimmungsvoll die kräftigsten Szenen und verstärken ihre Wirkung. Der mächtige Hintergrund der sich durch Felsen hindurchzwängenden, wildaufschäumenden Reuß gehört zu dem Verzweiflungsausbruch Einharts am Gotthard, wie die aufgeregten Wellen des Tindsees zu Goldrun.

Das herannahende Unwetter, vom Föhn herbeigeführt, ist fein beobachtet und stimmungsvoll wiedergegeben: „Eine eigentümliche Unruhe schien im See sich zu rühren, der doch kaum von einem Windhauch bewegt wurde; kleine Wellen hoben sich da und dort, als brennte ein Feuer unter dem großen Becken und das Wasser käme ins Kochen; das gedämpfte Rauschen mußte ich mit dem Knistern einer leis anwachsenden Feuersbrunst vergleichen. Seltsam blitzte da und dort ein scharfer Lichtstreifen aus dem Wasserspiegel auf, wie ein zorniger Blick aus einem Auge schießt. Es war etwas Geheimnisvolles, dumpf Verhülltes rings umher, wiewohl alle bestimmten Anzeichen nahen Unwetters fehlten."[4])

Wie tief gefühlt ist die trostlose Schwermut, in den wenigen Worten: „Über wüste Hochebenen, todeseinsam. Oft hungernd fortgeschleppt, bis ein ärmlicher Säter mich aufnahm. Ein Schneehuhn flattert auf, ein Fuchs schleicht, keine Menschenseele. An Bergseen schwerträumend."[5])

Dann findet sich auch weniger gut Geschautes. Wie Silhoutten huschen die flüchtigeren Gestalten eines Erik, Mac

[1]) S. 52.
[2]) S. 156.
[3]) 244 ff.
[4]) S. 28.
[5]) S. 377.

Cormon, Dyring an uns vorüber, ohne daß es dem Dichter gelungen wäre, ihnen mit ein paar kräftigen Strichen persönliches Leben zu geben. Die Schilderung von Norwegen wird nicht anschaulich, trotz all der kleinen Kunstgriffe, die daran gewendet werden. Die Frage, wie Vischer zu dieser Beschreibung eines Landes gekommen ist, daß er selbst nicht gekannt und nicht bereist hat, könnte interessant sein. Es ist mir gelungen, die Quelle zu finden, aus der er geschöpft hat; es ist — das norwegische Reisehandbuch des bekannten Historikers Yngoar Nielsen.[1]) Offenbar ist der Dichter — und er verfährt dabei ganz als Mensch des 19. Jahrhunderts — an diesen „Baedecker" herangetreten und hat ihn studiert, als ob er selbst eine mehrwöchentliche Reise beabsichtige. Nachdem der Plan festgestellt war, hat er dann den „kleingedruckten" Text, das ethnologische, historische, naturbeschreibende Material zur Belebung seiner Darstellung verwendet und versucht, auf diesem Wege Lokalfarbe zu erzielen. Einige Beispiele mögen genügen. Bergen wird als Geburtsort Goldruns genannt und teilweise zum Schauplatz der Handlung gewählt. Das Reisehandbuch berichtet von der alten deutschen Vergangenheit dieses befestigten Hafens, den Holzhäusern, den eigentümlichen Stuben aus den Zeiten der Hansa, dem Regenreichtum, dem lebhaften Temperament der Bewohner, die besonderen Sinn für heitere Geselligkeit haben und spricht von den Almenningen, grünen Plätzen, welche der Gegend einen eigentümlichen Charakter geben.[2]) Sehen wir nun, wie Vischer diese Dinge bringt. „Bergen. Alter Königssitz; jetzt still trotz Handelsverkehr. Eingemietet in einer „Stube" der alten Hansekaufleute. Getäfelt, behaglich. Deutsche Erinnerungen. Tüchtige alte Stadt; bürgerlich, angenehm philisteriös; Holzhäuser mit weißer Ölfarbe angestrichen; Almendingsplätze, zum Teil anziehend lang-

[1]) Nielsen, Y.: Norwegen, Schweden und Dänemark in Meyers Reisebüchern. Anläßlich des am 2. März 1916 erfolgten Ablebens des nahezu Achtzigjährigen schreibt die „Neue Zürcher Zeitung" es sei „durch sein berühmtes Reisehandbuch für Norwegen auch in Deutschland wohlbekannt geworden." (Nr. 374.)

[2]) Ebenda S. 254 f.

weilig mit Gras bewachsen. Festung darüber, hoch auf den mastenreichen Hafen herabschauend . . . Es regnet viel, mir jetzt recht."[1])

Der Ort für Einharts erste nächtliche Begegnung mit Goldrun wird am Ovsthußfoß gewählt, „einem kleinen aber malerischen Wasserfall, unter dem man entlang gehen kann, ohne naß zu werden".[2])

Diese kleinen Beispiele genügen wohl, um die Methode unseres Dichters zu kennzeichnen. Als Aufputz werden Lokalausdrücke verwendet wie Skydsfuhr, Stolkjären, Säter u. a. über die wir auch in unserm Handbuch Aufklärung suchen können.[3]) Zur Belebung sollen mythologischen Reminiszenzen aus der nordischen Göttersage dienen, die teils der Frithjofssage teils der Edda entnommen sind, jedoch ihren Zweck nicht erreichen, indem sie die Form der Erzählung eher belasten als erleichtern.

Ein anderes Mal wird das „Od" hereingezogen und dessen Entdecker von Reichenbach dabei erwähnt.[4]) Es handelt sich um eine eigentümliche Lichtausstrahlung des Menschen, eine Art Selbstleuchten, welches von Sensitiven im Dunkeln wahrgenommen werden soll. Die Wissenschaft lehnt die Theorie heute noch ab, während die Okkultisten sie als erwiesen betrachten und sich für die angeblich damit verbundenen magnetischen Wirkungen besonders interessieren. Bei Vischer wird das Od nur zu einer grotesk-komischen Wirkung verwendet. Es sollen nämlich während eines Katarrhes von dem Betroffenen verstärkte odpositive Emanationen ausgehen, wobei „stoßweise Lichtklumpen" dem Munde entfahren, es an Flammen und Rauch nicht fehlt und die Glieder „unförmlich" und größer wahrgenommen werden als sie sind.[5]) Aus dieser Erscheinung läßt

---

[1]) S. 367.

[2]) Nielsen, S. 264.

[3]) S. 26.

[4]) Reichenbach, Karl Frh. v.: „Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode." (Stuttgart und Tübingen 1854). Im „Auch Einer" S. 317 f.

[5]) Reichenbach, II. S. 51, und I. S. VIII.

Vischer eine Feuerpanik in einem Eisenbahnzug entstehen. Was ihn an Reichenbach auch sympathisch berührt haben mag, ist dessen Überzeugung, daß die sensitiven Erscheinungen nicht auf schwacher, sondern auf „gesteigerter, erhöhter, stärkerer Nerventätigkeit" beruhen — eine Ansicht, die Vischer gern für sich und seinen Helden geltend machte.

Wenn uns diese Schwerfracht an Gelehrsamkeit überflüssig vorkommt, so müssen wir nur an Jean Paul denken, um sie ungemein maßvoll zu finden. Die griechischen oder lateinischen Zitate sind nicht sehr zahlreich, der griechische Brief Goldruns wird in deutscher Übersetzung gebracht: er verwendet nebenbei bemerkt, dieselbe sapphische Ode, die Grillparzer in seine „Sappho" eingeflochten hat.

In Perugia erwachen in dem Dichter Erinnerungen an die alten Gewaltherrscher aus dem Hause der Baglioni;[1]) wenn man aber seinen Burckhardt nicht gut im Kopfe hat,[2]) so weiß man nicht recht, was man damit anfangen soll.

Ob überhaupt die Bezeichnung als Tagebuch zutrifft, wo keinerlei chronologische Reihenfolge vorhanden ist, ja wo durchaus auf Zeitangabe verzichtet wird? Es wäre vielleicht richtiger von Aphorismen zu sprechen. Jedenfalls kann dieser Teil sehr gut für sich bestehen. Er eignet sich besonders zu dem, was die Franzosen als «livre de chevet» bezeichnen, ein Buch, in dem man eine Weile liest und das man dann weglegt, um den Gedankenfaden weiter zu spinnen. Auch hier ist die Reihenfolge sorgfältig überlegt und die Gedanken sind ausgewählt, damit sie ihren Autor möglichst allseitig kennzeichnen. Hat sich Vischer selbst das Urteil „zu viel Tagebuch" gesprochen, und muß man ihm künstlerisch recht geben, so möchte man menschlich doch nichts davon entbehren.

Die philosophischen Exkurse sind oft lang; aber so geistreich und anregend, daß man ihnen ihr retardierendes Element gar

---

1) S. 433.

2) Kultur der Renaissance in Italien (Basel 1860) S. 27 ff.

nicht anrechnet. Zu ihnen zähle ich auch die vielen feinen Beobachtungen über die Hunde, die geradezu einen Beitrag zur exakten Tierpsychologie bieten.

Sowie es sich um die Führung der Fabel handelt, wird der Dichter ungeschickt. Er greift zu eigentümlichen Hilfsmitteln. Wir haben an einigen Stellen hierauf aufmerksam gemacht. Die Art und Weise, wie Einhart in Italien die schwere Erkrankung Cordelias erfährt, ist auch ein derartiger Fall. Ein fremder Herr, den er von ungefähr in Neapel trifft, muß ein Bruder Eriks sein und ihm erzählen, daß seine Schwägerin sterbend in Assisi liegt.

Dunkel wird die Erzählung, wo es sich um die Wahnsinnstat Einharts handelt. Aus dem Hause Goldruns eilt eine männliche Gestalt, die von Einhart nach kurzem Ringen ins Wasser gedrängt wird und sich durch Schwimmen rettet. Wie dann im Fiebertraum Einhart die Szene nochmals durchlebt, ruft er: „Kühl dich, Jesuit!“ Wer ist das? Wir hätten zunächst an Arnhelm gedacht, den der Dichter wegen seiner katholisierenden Tendenz leicht so nennen könnte; L. Müllner erkennt darin einen wirklichen Jesuiten, der wegen eines proselytischen Versuches an Goldrun und Arnhelm ganz vorübergehend erwähnt worden war.

Die furchtbare Tat selbst ist vielleicht vorwiegend Ungeschick in der Führung der Handlung.[1]) Nichts scheint mir dies mehr zu bestätigen, als deren Motivierung durch Vischer, wenn er das Durchbohren der Leiche als lange überlegt bezeichnet und

[1]) Eine eigentümliche Äußerung in Einharts Tagebuch möchte ich auch mit dieser Schauertat in Zusammenhang bringen. „Es schlummert in Jedem ein möglicher Mörder. Wenn ab und zu der Satangedanke in mir aufschoß, einen rechten Hauptschurken abzumurksen, hab' ich mich alsbald darüber ertappt, daß im selben Moment ein Besinnen eintrat: wie es verbergen, um dem Schafott zu entgehen?“ (S. 445). Könnte dies nicht ein Licht auf die Führung der Handlung werfen, indem die Frage sich für den Dichter so stellt: Wie meinen leidenschaftlichen Helden eine Rachetat begehen lassen, ohne ihn dem Schafott zu überantworten?

auf den Traum am Schluß verweist: „das entsetzliche Mal auf der Stirn des Geisterweibs hätte ich nicht gehabt ohne jenes arge Motiv; möchtest Du es entbehren? Auch das Große ist erlaubt, wenn es dem sittlichen Schauer dient.“[1])

Vischer hat auf den Traum großen Wert gelegt. Und er ist gewiß schön und poetisch. Aber ihm den Gang der Handlung in ihren wichtigsten Momenten zu unterwerfen, war doch wohl technisch ungeschickt. Auch der Mangel einer Kapitelteilung wirkt schwerfällig. Man vermißt die wohltuenden Ruhepunkte, die innerhalb der natürlichen Gliederung der Handlung üblich sind.

Friedrich Spielhagen, der virtuose Techniker hat geäußert: das Buch sei mit „stumpfen Werkzeugen“ gearbeitet und man merke den Mangel an Übung. Es wäre vielleicht richtiger gewesen, von allzu scharfen Werkzeugen zu sprechen, die ja bekanntlich leicht den Dienst versagen.

Gewiß liegt in der Form eine Schwäche des Buches, sowie der Inhalt seine Stärke ist.

3. Sprache und Stil.

Vischer war ein Meister der Sprache; darüber herrscht nur eine Meinung. Er hatte ihre feinsten Wirkungen belauscht, geprüft, analytisch zerlegt. Im heimischen Dialekte wurzelnd, aus seinen Tiefen schöpfend, verstand er ihren musikalischen und malerischen Wert. Etymologien und lokale Wortbildungen erregten immer sein leidenschaftliches Interesse. Es reizte ihn oft, selbst Worte zu formen und die „naupengeheuerliche Geschichtsklitterung“ Fischarts war eine humoristische Neubildung so recht nach seinem Geschmack, wie er sich offenbar auch durch Sprachkünstler wie Fischart und Rabelais bewußt an-

---

[1]) Briefe Vischers an Auerbach. Vossische Zeitung, 29. Juni 1907. Ähnlich äußert sich Vischer in einem Brief an R. Weltrich, 23. November 1878. Allg. Ztg.

regen ließ. Der Reichtum der von ihm verwendeten Wörter ist außerordentlich groß. Er häuft die Verben oder die Epitheta, und jedes bringt doch ein kleinwenig veränderten Sinn hinzu. Z. B. „Ich schoß auf und fort, zermartert, zerschunden, zerfetzt, zersägt, zerrieben, zerdroschen, zerwirbelt, zerraspelt in allen Nerven kam ich nach Hause." [1]) Wenn man glauben möchte, daß jetzt Vischers „zer"-Worte erschöpft sind, so würde man fehl gehen. An anderer Stelle wird er „lebendig mazeriert, zerstochen, zerkitzelt, zernagt, zerkritzelt, zerbröselt, zerstäubt". [2]) Zum Schluß geht es allerdings schon etwas mühsamer vorwärts.

Der Katarrh gibt wiederholt Gelegenheit zu mannigfaltigen Häufungen mit wortmalender Wirkung: „das kitzlige, prickelnde, bitzlige, kratzende, kritzlige Übel" wird er in der Ode genannt. Es ist sehr wahrscheinlich und ist schon von der Kritik hervorgehoben worden, daß Vischer die Gewohnheit zu Worthäufungen als Redner angenommen hat. Der freisprechende Vortragende hat im Augenblick nicht die Möglichkeit, das richtige Wort zu suchen. Er muß nehmen, was er gerade findet, und ergänzt oder verstärkt den Ausdruck durch ein zweites und drittes Wort, wodurch seine Rede nur lebendiger wirkt.

Mitunter geschieht es dann auch, daß sein Rednertalent den Dichter zu rhetorischen Ausführungen hinreißt, wie z. B. in der Tagebucheintragung über den großen Regenbogen am Rauchfalle: „Du brennst auf Dampfsäulen aus Schauertiefen, zitterst an schwarzen Felswänden, schillerst über Todesgrauen — — strahle, Traumbild, streue Schimmerfarben, male Seligkeit über den Abgrund!" [3])

[1]) S. 470.

[2]) S. 476. Beziehungen zur Romantik sind unverkennbar: „So hört, vernehmt erstaunt, erstarrt, versteint — und zittert, klagt, schluchzt, knirscht, heult und weint" heißt es bei Tieck: „Leben und Taten des kleinen Thomas, genannt Däumchen. Die Beispiele ließen sich häufen.

[3]) S. 361.

Solche Stellen sind Ausnahmen; meist verfügt der Autor über soviel wahre Empfindung, daß seine glühende Sprache nur echtes Pathos zum Ausdruck bringt. Auch ist das Erhabene dicht neben dem Komischen Vischers eigentlichstes Element, während das einfach Schöne, Anmutige, Liebliche ihm verschlossen bleibt. Darum konnte die Gestalt Cordeliens nicht gelingen. Im sprachlichen Ausdruck kann man eine ähnliche Beobachtung machen. Unzählige Beispiele des großen Pathos lassen sich aufweisen; sein Zorn ist in vielen Fällen nichts anderes, als Pathos; denn die Leidenschaft für das Gute hat ihn geweckt. Sätze wie: „Schwindellos steht das stolze Weib und schaut, und ihr Auge leuchtet“ [1]) oder: „Vergiß nicht, Seele, Rom war die Geschichte, Rom war die Welt! Hörst Du den wunderbaren Klang in den Lüften? Stimmen der alten Tage, Klagelaut versunkener Götter.“ [2]) — — — — haben bei aller Wärme auch noch den Vorzug größter Einfachheit. Aber die ganze Skala der Leidenschaft ist seiner Sprache geläufig und das Tagebuch gibt hiezu die willkommenste Form. Er nimmt sich jede Freiheit. Seitenlang bewegt er sich in bloß elliptischen Sätzen; eine Eintragung besteht aus einem bloßen: „Pfui“; kurze, knappe Sätze, wie in atemloser Hast hervorgestoßen; ausgerufene Worte, die wie Gebete wirken, angstvoll verzweifelte Fragen wechseln mit schön gebauten Perioden, die schon in ihrer musikalischen Wirkung Ruhe ausströmen. [3])

Er versteht es, das Tempo durch die Wahl der Worte zu vermindern, wie z. B., wenn er von dem „ernsthaften, geruhigen, genährigen, stillen Kind“ spricht. [4])

---

[1]) S. 360.

[2]) S. 439.

[3]) „In eine Feuerseele sollte man blicken, es sollte etwas Atmendes, ja Schnaubendes und wieder Stockendes, schweigend Aufseufzendes in diesen Blättern leben, etwas Vibrierendes, ein voller und wieder fieberhaft unterbrochener Pulsschlag“ (S. 379, Zusatz) sagt Vischer in seiner Selbstkritik.

[4]) S. 96.

Bei wenigen andern Schriftstellern bestätigt sich der Satz: «Le style, c'est l'homme», so durchaus. Vischers volle Sinnlichkeit, seine Kraft, seinen Mut, seine Leidenschaft, seine Ehrlichkeit und seine Grobheit findet man in seinem Stil wieder.

Die Energie des Ausdruckes ist das durchaus Charakteristische; es kann Vischer leicht widerfahren, daß er aus Kraftüberschuß ein zu starkes Wort wählt — niemals das Gegenteil. Wenn er beim Anlaß des Zerbrechens eines irdenen Gefäßes von einem „gellenden Schüttern" spricht,[1] so ist das Wort dem wirklichen Geräusch nicht mehr entsprechend und geht weit darüber hinaus. In der Erzählung werden Worte wie: anpacken, raufen, festpappen verwendet; wild, heftig, wüten, zucken, Ruck sind Lieblingsworte. Ein ausgesprochener Realismus der Sprache war dem Humoristen eigen. Und doch ist es sicher, daß seine Sprache nicht seine Personen charakterisiert, sondern ihn selbst, den Dichter. Die Gestalten des Romanes sprechen alle gleich. Am auffallendsten ist dies bei Goldrun, welcher Deutungen der nordischen Mythen in den Mund gelegt werden, aber kein Wort, welches eine Frau ihres Schlages in Wirklichkeit sagen würde. Bei solchen Gelegenheiten empfindet man den Mangel an Anmut und Leichtigkeit am schmerzlichsten.

In den Tropen kontrastiert Vischers Maß und Klarheit vorteilhaft mit den gehäuften und nicht immer treffenden Bildern eines Jean Paul. Vischer ist nie konventionell; er verallgemeinert nicht, er spezifiziert. Ein scharfes Auge vergleicht er nicht etwa mit einem Adlerauge, sondern mit einer „festgreifenden Hand", die Campagna bei Rom mit einem „Meer von Erde",[2] den plötzlich aufzuckenden Gedanken mit einem „langen, dünnen Dolch, der durch die Seele fährt".[3]

Prinzipiell vermeidet er Fremdwörter. In der Pfahldorfgeschichte richtet sich sein Spott gegen diese Vorliebe seiner Lands-

---

[1] S. 146.

[2] S. 436.

[3] S. 361.

leute. Er setzt Knetung für Massage, Speisezettel für Menu, Brühe für Sauce, Rippchen für Kotelette.

Am stärksten arbeitet die Phantasie des Dichters, wenn es sich um heitere Vorstellungen handelt. Seine humoristische Begabung ist außerordentlich reich. Von der bloßen Posse bis zum feinen Humor und der scharfen Satire steht ihm die Skala des Komischen zu Gebote. Sein eigentliches Element aber ist der Humor und sein liebstes Kind der naive Spaß, das Burleske, rein Possenhafte, in allen Steigerungen bis zum Unsinn. [1])

Hier ist der Punkt, wo man Vischer nicht immer folgen kann, weil die Grenze des noch zum Lachen Reizenden nicht für alle Menschen dieselbe ist. Vischer hat oft geklagt, daß der Sinn für das bloß naiv Komische in unserer Zeit fast ausgestorben sei. Der Anreiz der närrischen Vorstellung hat ihn jedenfalls mitunter zu Überschreitungen und oft zu schwer erträglichen Längen verleitet. Andererseits wird er ihm zur Quelle der liebenswürdigsten heiteren Wirkungen.

Das Tierballet in der Pfahldorfgeschichte, die unzähligen Stürze seiner Personen zu Land und besonders ins Wasser, das Übereinanderpurzeln der Menschen und Gegenstände, die große Prügelszene, die Unfähigkeit des A. E, seiner Lachlust zu widerstehen, all die Kombinationen, die dem tückischen Objekt als Möglichkeiten unterschoben werden, können der Situationskomik zugezählt werden, deren Genuß Kinder und naive Menschen besonders zugänglich sind.

Auch die Sprache ist ihm Quelle des Humors. Das Wort selbst wird zur komischen Wirkung herangezogen, besonders in

[1]) „Mein Geschmack ist der zwecklose, der närrische, der natursaftige Witz, der schlechte, wenn man will", sagt Vischer in „Pro domo" (Krit. G. Neue Folge, 4. Heft) und Albert Einhart schreibt im Tagebuch: „Habe nebenher leider meinen besonderen Spaß am Absurden. Eigentümlicher Schauer über den Buckel herunter, kitzliges Weh- und Wohltun, Gänsehautreiz. Was nicht Gänsehaut macht, ist noch nicht recht absurd." (S. 493.)

den Namen oder in drolligen Bildungen. Dem etwas angetrunkenen Vaters Alpins verwirren sich die Worte „vermute" oder „mutmaße" und „Buchsmaser", die er in einem Satz vereinigen soll, in „Verbuchsmaserung, Vermasmutbuchserung, Buchsvermutmaserung, Mutverbuchsmaserung, Maßverbuchsmuterung". [1])

Oder der Dichter bildet unendlich lange Composita wie: „Modejournal-Monatrettichgesicht", „Urweltschlammwurm", „Hirnstockschnupp"; drollige Worte wie: „warmkaltlaukühl", „Normalhuster" oder die „Seinerei", die „Existiererei"[2]). In seinen Versen erzielt er die komische Wirkung oft durch überraschende Reime, z. B.: „Rohrmolch" und „Horndolch", mitunter auch durch einen unerwarteten Prosaeinfall. [3]) Daran schließen sich Wortspiele wie „Frackelzug" oder „Retter Rettich" und ähnliches.

Er weist den verschiedenen Metren je nach ihrem getragenen oder leichteren Gang eine entsprechende Rolle in den Amtsschreiben und Gerichtssitzungen an, so daß z. B der Staatsanwalt in „zentnerschweren, kurzen Stabreimen" die Verurteilung eines Mörders beantragt. [4])

Zu den Seltenheiten gehört bei Vischer der beißende Witz, wie ihn z. B. Heine liebt und mit so viel Leichtigkeit und Grazie zu umgeben weiß. Wenn Vischer sein Strafgericht

---

[1]) S. 101. Wer sich überzeugen will, wie schön Vischer das Wesen der Versprechung aufgefaßt hat, konsultiere über die Frage der Kontaminationsbildungen: Meringer, R. „Versprechen und Verlesen" 1908.

[2]) Ähnliche humoristische Bildungen finden sich bei Aristophanes, Fischart, Platen. Das Wort „Normalhuster" geht immer mehr in den täglichen Sprachgebrauch über, während Vischers „Tücke des Objektes" und die Wendung „Das Moralische versteht sich immer von selbst" ganz allgemein angewendet werden, auch von Leuten, die den „Auch Einer" niemals zu Gesicht bekommen haben. Sie werden von Büchmann unter seinen „Geflügelten Worten" angeführt.

[3]) Beginn des Hymnus S. 214 „Niemand soll die Nase rümpfen".

[4]) S. 507.

übt, so bedient er sich der Ironie oder der Satire, letzteres ganz besonders in der Pfahldorfgeschichte. Der Anachronismus dient ihm hier zur komischen Wirkung in der Vermengung moderner Zustände mit der primitiven Kultur eines jungen Volkes. Die Gestalt Einharts selbst ist der Fleisch gewordene Humor. Er ist der Tummelplatz der Gegensätze, die ihn bedingen.

Feine Wirkungen werden so erzielt. Die Strafakte gegen das Objekt gehören hierher. Indem der Strafvollstrecker die augenscheinliche Zweckmäßigkeit so haarsträubend verletzt, wird er zum Repräsentanten einer höheren Weltordnung und gleichzeitig furchtbar närrisch; schließlich leidet doch nur er selbst unter der zertretenen Brille. Wenn er dann inmitten seines größten Eifers zu dem Eintretenden sagt: „Mein Herr, Sie führt ein Bildungsbedürfnis hierherein“,[1] so erhebt er sich für diesen Augenblick über seine Narrheit, weil er imstande ist, in seinem Zornesausbruch innezuhalten. Die Hälfte seiner Wut entspringt immer seinem freien Willen.

Vischer sieht die Menschen und Dinge von oben. Der Humorist muß das Detail des Lebens beherrschen, da ein gut Teil seiner Wirkung auf dem liebevollen Eingehen in das Kleine beruht. Wie originell und fein beobachtet ist die Bemerkung: „sie sieht aus, als hätte sie eine schöne Schwester“[2]) oder jene andere, Alpin betreffend, der sich mit seinem schlechten Gewissen auf sein Lager begibt, „das nur jetzt kein Fell mehr war, sondern ein Ameisenhaufen“.[3]) Wie lustig ironisiert sich Albert Einhart in seinem Traum, in dem ihm seine — bloß geträumte — Frau vorschlägt, er solle, statt Knöpfen, Schrauben und Schraubenmütter an seinem Rocke tragen und diese dann zur Übung seiner Geduld mit dem dazugehörigen Instrument

[1]) S. 15.
[2]) S. 58.
[3]) S. 148.

öffnen und schließen.[1]) Daß es ohne Übertreibung nicht abgeht, ist selbstverständlich.

Ehe wir dieses Kapitel abschließen, wollen wir noch die zahlreich eingestreuten Gedichte mit einigen Worten berühren.

Es sind humoristische, philosophische, lyrische Stücke. Die Hymnen, welche der närrischen Religion der Pfahlbewohner gewidmet werden, haben wir besprochen. Ein feines Gedicht verfaßt der Herausgeber angesichts eines Kartoffelfeldes, das auf dem Rücken eines mächtigen Felsblockes wächst.[2])

Er gibt Albert Einhart dabei eine kleine Lehre. Wenn dieser als Fels zankt:

„Lieber Staub und Splitter werden,
Träg als Lehm am Boden liegen,
Als so schmählichen Beschwerden
Länger mich als Dienstmann fügen!"

so antwortet ihm der Dichter:

„Mußt dich gar so sehr nicht schämen,
Mußt dich, dicker Trotzkopf, eben
Auch dem Praktischen bequemen,
Das ist Losung jetzt im Leben."[3])

Außer einem weiteren Gedicht, der schönen, stimmungsvollen Ballade von Herrn Olaf, sind alle übrigen als Schöpfungen Albert Einharts wiedergegeben. Eines davon wird als Umarbeitung aus einem modernen Dichter bezeichnet.

Wirklich hat Vischer ein Lied Gottfried Kellers „Stille der Nacht"[4]) erweitert, um es seinem Zweck dienstbar zu machen. Da der Barde Kullur es vorträgt, ist es im Grunde genommen, seinem rechtmäßigen Eigentümer zurückgegeben,

---

[1]) S. 15.

[2]) Ein Freund Vischers, Oberstleutnant K. W. Wolff, erinnerte sich in Gesellschaft Vischers, anläßlich einer gemeinsamen Fußreise über den Gotthard, 1856, den Felsblock mit dem Kartoffelacker gesehen zu haben (Merkur, 20. Juni 1908).

[3]) S. 73.

[4]) Gedichte 1846, S. 31.

dessen Erlaubnis der Dichter sich vorher in einem Briefe förmlich eingeholt hatte.[1]) Die Zusätze Vischers dienen dem religiösen Zweck und sollen auch die Ahnung einer neuen Religion schärfer herausarbeiten.[2]) Doch hat im ganzen das Gedicht dabei eher verloren.

Dagegen sind unter seinen eigenen Liedern einige echte Perlen.[3]) Selbst die rein lyrische Stimmung, die sonst dem Dichter selten gelingt, ist mitunter einfach und schön zum Ausdruck gebracht, so in der „Nagelschmiedin".

Was klopfet, was schmiedet das reizende Weib?
Zum Amboß gebeuget den schlanken Leib,
Einen zierlichen Hammer sie schwinget;
Dunkle und helle,
Süße und grelle
Lieder zum Takt sie singet.

Das Feuer, es sprühet in blutrotem Schein,
Mitunter wohl spritzet sie Wasser hinein,
Doch schnelle zum Blasebalg wieder
Hebt sie das linke
Füßchen und flinke
Tritt sie ihn auf und nieder.

Wie strahlet, wie blitzet ihr Auge dazu!
Es stähl' einem Engel im Himmel die Ruh'.
Auf der lächelnden Lippen Grunde
Glänzen und gleißen
Schneehell die weißen
Zähnchen ihr aus dem Munde.

Es rollen die Locken ihr übers Gesicht,
Wie blinket und züngelt ihr goldenes Licht!
Das sind ja die funkelnden Schlangen,
Die mit den Ringen,
Die mit den Schlingen
Zauberisch mich gefangen.

---

[1]) Deutsche Dichtung 1891, Nr. 10.
[2]) S. 167 f.
[3]) Sie sind auch in die Sammlung „Lyrische Gänge" aufgenommen.

Was beugt sich, was lächelt, was strahlet und blitzt,
Was klopfet, was hämmert, was glühet und spitzt
Die Geheimnisvolle, die Arge?
Große und kleine,
Grobe und feine
Nägel zu meinem Sarge.

Wahrhaft stürmisch bewegt und dramatisch in der Empfindung ist das ungeduldig jagende Lied „Auf der Eisenbahn":

Jetzt schnaube nur, Dampf, und brause!
Jetzt rolle nur, Rad, und sause!
Es geht nach Hause, nach Hause!

Du kannst nicht jagen, o Wagen,
Wie meine Pulse mir schlagen!
Zur Geliebten sollst du mich tragen!

Vorüber, ihr ragenden Stangen!
Verschwindet, ihr Meilen, ihr langen!
Wer ahnt mein Verlangen und Bangen!

Auf den Bänken, wie sie sich dehnen!
Wie sie schwatzen und gaffen und gähnen!
Es ist nichts, wonach sie sich sehnen.

Dort raset der Sturm durch die Tannen,
Zum Dampfe noch möcht' ich ihn spannen,
Daß er rascher mich reiße von dannen!

Hinweg aus dem plappernden Schwarme,
O, hin an die Brust, an die warme,
In die offnen, die liebenden Arme!

Als letztes zitieren wir noch ein Gedicht mit epischem Charakter, das uns über Einharts Jugend den einzigen Aufschluß gewährt.

Es ist eine Erinnerung an Blaubeuren. Wir verstehen dann auch, warum der Dichter uns über die Entwicklung seines Helden nicht mehr sagt. Er hätte die eigene Jugend erzählen müssen und sein Inkognito wäre dabei zu durchsichtig gemacht worden. Das wollte er nicht.

Da bist du ja im Morgenstrahl,
Mein nie vergessnes Jugendtal!
Der Berge Kranz, die wunderblaue Quelle,
Städtchen und Kloster, alles ist zur Stelle.

Noch immer steigt gezackt und wild
Empor seltsames Felsgebild,
Burgtrümmer schauen über Höhlenschlünde
Auf stillen Fluß und zarte Wiesengründe.

So oft hab' ich geträumt von Dir:
Fast, liebes Tal, erschienst Du mir
Als Traum, als Märchen, alte, alte Sage
Vom Morgenland, vom jungen Erdentage.

Hier kennt mich keine Seele mehr,
Fremd seh'n die Leute nach mir her,
Doch bring' ich mit, was Einsamkeit versüßet:
Ein Völkchen, das mich kennt und das mich grüßet.

Laut reget sich ein Knabenschwarm,
Zu zweien manche, Arm in Arm,
Mit hellem Aug' und rosenroten Wangen
Dort aus dem Kloster kommen sie gegangen.

O Duft, o Kelch der Blütezeit!
Der Jugend süße Trunkenheit!
Die Liebe weint, der holde Mutwill' sprühet,
Die Seele singt, der goldne Himmel glühet.

Wo sind sie hin? Zersprengt, verweht,
Wie Gras des Feldes hingemäht!
Nur wenige Greise sind noch übrig blieben,
Zu zählen, wer noch lebt von all den Lieben.

Du dort in der gedrängten Schar,
Du mit dem dunklen Lockenhaar,
Dich kenn' ich näher, munterer Geselle,
Ja, Du bist ich auf meiner Jugend Schwelle.

Wie lachte ich das Leben an!
Wie sprang ich jauchzend in die Bahn!
Wie arglos wohnte neben wilden Scherzen
Gesunder Ernst im frischen, schlichten Herzen!

Fern leuchtet Rom und Griechenland
Durch die geteilte Nebelwand,
Von Platos Silberfittichen gehoben
Schwebt fromm und stolz der junge Geist nach oben.

Wie Licht so hell, wie Schnee so rein,
Gelobt' ich, soll mein Leben sein!
Was wußt' ich von des Weltgangs irren Pfaden! —
Da bin ich nun, und bin so schuldbeladen.

Nicht daß es bleiern mich beschwert,
Ich kenne meines Lebens Wert,
Ich weiß, wie ich gestrebet und gerungen
Und was der sauren Arbeit ist gelungen.

Doch heute, wo herauf zum Wald
Das alte Klosterglöckchen schallt,
Heut, wo ich aus so ungeteilter Nähe
Dem frohen Knaben in die Augen sehe,

Der ich einst war, der so vertraut,
So schuldlos mir entgegenschaut,
Heut weiß ich nichts von meinem Tagewerke,
Hintaut der Stolz, es beuget sich die Stärke.

Zur Felsenhöhle wandl' ich hin —
Vor Zeiten träumt' ich oft darin —;
Laß, alt Gestein, mich heut in meinen Tränen
Ganz still an deine graue Wand mich lehnen.

4. Literarische Gattung.

Versuchen wir es nun, das Werk in eine der bestehenden epischen Gattungen einzureihen, so überzeugen wir uns bald, daß es aller Formen spottet. Vischer möchte es als Novelle bezeichnet sehen; „die Novelle ist ein Akzent, geworfen auf ein Stück Leben: Der Akzent kann zugleich Länge sein.“ [1]) Hören wir, wie andere Berufene die Novelle als Kunstform erklären.

[1]) Zusatz S. 357.

Goethe fordert „eine Geschichte von wenigen Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht sind, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich, und so viel Gesinnung als nötig; die nicht stillsteht, sich nicht auf einem Fleck zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt; in der die Menschen erscheinen, wie man sie gerne mag, nicht vollkommen aber gut, nicht außerordentlich aber interessant und liebenswürdig".

Tieck verlangt „eine kurz gehaltene Darstellung einer durch ihre Ungewöhnlichkeit fesselnden und einen überraschenden Wendepunkt darbietenden Begebenheit".

Nach Storm ist sie „die Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung".[1])

Heyse fordert eine „starke Silhouette", einen Grundriß, der sich durch irgendeine auffallende Einzelheit sofort dem Gedächtnis einprägt.

Es ist klar, daß Vischers „Auch Einer" keiner dieser Forderungen entspricht. Goethe, dessen Definition er vielleicht noch am nächsten kommt, meint doch auch, die Handlung dürfe nicht stille stehen, sich nicht auf einem Fleck zu langsam bewegen.

Wenn wir bei den Romantikern nachfragen, haben wir vielleicht mehr Aussicht eine passende Definition zu finden. Ihr Wortführer Friedrich Schlegel nennt den Roman eine „progressive Universalpoesie", die unendlich sei „weil sie allein frei ist und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide".[2]) Der Roman soll gemischt sein aus „Erzählung, Gesang und anderen Formen", aus „Arabesken", mehr oder weniger verhüllten Selbstbekenntnissen.[3])

---

[1]) Die Zitate sind Hans Bracher entnommen: Rahmenerzählung und Verwandtes bei Keller, Meyer und Storm. (Haessel, Leipzig 1909.)

[2]) Rudolf Haym: Die romantische Schule. (3. Aufl., Berlin 1914.) S. 293.

[3]) Ebenda S. 752.

Schleiermacher erweitert diese Forderung noch, wenn er wünscht, daß der Roman „eine so viel wie möglich vollendete Anschauung des innern Menschen geben" solle. Auf äußere Begebenheiten könne verzichtet werden, wenn nur möglichst reiche „Beziehungen auf Ideen" vorhanden sind.[1])

Soweit könnte Vischers Werk als romantischer Roman seinen Platz finden, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß seine Verkünder die Auflösung jeder Form recht eigentlich zum Prinzip erhoben haben.

Nun aber hat Novalis, der in diesen Fragen ein entscheidendes Wort sprechen darf, den Roman als geradezu identisch mit dem Märchen erklärt und die Liebe als Seele der Poesie. Vischer steht aber mit beiden Füßen fest auf der Erde, wenn er auch mit seinem Haupt die Wolken überragt!

Er selbst hat uns in seiner Ästhetik gesagt, daß der Roman „umfassend in Beziehung auf das Zuständliche, rein Menschliche" sein soll[2]) und meint, daß an diesem Maßstabe gemessen sein Werk „ja dem Armensündergerichte verfallen müsse".[3])

Wir haben es schon wiederholt hervorgehoben und müssen es hier abermals betonen, daß als ein Grundelement des Werkes der Wunsch gelten darf, den Menschen in einem Spiegel ihre Sünden vorzuführen, sie zu tadeln, zu bessern, zu belehren. Damit gehört das Werk der Satire an, als deren Legitimation ein Kenner „uneigennützige, rücksichtslose, warme, ja zornige Begeisterung für die Wahrheit"[4]) fordert, lauter Eigenschaften, die man unserem Dichter gewiß nicht absprechen wird. Derselbe Autor geht auf die Etymologie des Wortes Satire zurück, die im Lateinischen etwa dem Begriff „gemengte Speise" entspreche. Da sind wir also ganz im Fahrwasser unseres Werkes. Nicht umsonst ist

---

[1]) Ebenda S. 581.

[2]) § 880.

[3]) „Zusatz" S. 357.

[4]) F. Bobertag. Vorrede zu Moscherosch: „Geschichte Philanders von Sittenwald".

Vischer immer wieder von der Kritik mit Moscherosch und Grimmelshausen verglichen worden, den originellen, lehrhaften Satirikern des 17. Jahrhunderts und abwechselnd mit fast allen bedeutenden Männern, die gleichzeitig Humoristen und Satiriker waren, wie Rabelais, Fischart, Smollett, Sterne, Carlyle, Cervantes, Lichtenberg [1]), Jean Paul. Sie alle machen sich der Formlosigkeit schuldig und das nicht ohne Grund; ihr Element ist der Humor, zu dessen Wesen das Überraschende gehört, und das Nebeneinanderstellen möglichst heterogener Vorstellungen, die durch irgend ein Detail in Verbindung gebracht werden können. [2]) Vischer selbst hat der Satire, wegen ihrer lehrhaften Absicht, in dem Anhang zu seiner Ästhetik der Dichtkunst, also gewissermaßen außerhalb derselben, ihren Platz gewiesen, wenn er ihr auch ethisch eine hohe Stellung einräumt. [3])

Unser endgültiges Urteil über die Frage, welcher Gattung „Auch Einer" zugehört, wird also lauten: kein Roman, keine Novelle, sondern eine humordurchdränkte Satire, ein loses Allerlei, das von der markigen Gestalt des Helden zusammengehalten wird. Wir könnten in diesem Sinne dem Dichter seinen Willen tun und die von ihm gewünschte Bezeichnung „Capriccio" gelten lassen.

---

[1]) Eine Selbstanalyse Lichtenbergs bringt ihn in Wirklichkeit unserem A. E. sehr nahe: „Ich sehe die ganze Welt als eine Maschine an, die da ist, um mich mein Leiden und meine Krankheit auf alle mögliche Weise fühlen zu lassen". Und er setzt hinzu: „Ein pathologischer Egoist".

[2]) Als Beleg hiefür kann man den Ausspruch Goethes betrachten, den Vischer S. 485 zitiert, wenn auch nicht um ihm zuzustimmen. Goethe sagt: „der Humor sei zwar ein Element des Genies, aber sobald er vorwalte, begleite er die abnehmende Kunst, zerstöre und vernichte sie zuletzt". Ob es unserem Dichter ganz gelungen ist, den Gegenbeweis zu erbringen?

[3]) S. 1457, III. Band.

C. Vorgänger.

Die Romantiker. — Jean Paul und andere Humoristen. — P. J. Stahl. Cervantes. — Gottfried Keller. — Vischers ältere Werke.

Wiederholt im Laufe unserer Darstellung sahen wir uns genötigt, die Romantiker heranzuziehen. Die Frage, inwieweit Vischer zu ihnen gehört und in welchem Verhältnis er zu ihnen steht, mag nun erörtert werden.

Sofort fallen uns zahlreiche Ähnlichkeiten auf. In der Form konnten wir den Mangel an künstlerischer Selbstbeherrschung bemerken, welcher die Romantiker kennzeichnet, mit den vielen eingestreuten poetischen und prosaischen Intermezzis, den ausgedehnten Selbstbekenntnissen des Tagebuches. Romantisch ist auch das lebhafte Spiel mit der Illusion, die abwechselnd durch die Manuskriptfiktion verstärkt, durch satirische Einfälle wieder aufgehoben wird. Ebenso das rätselhafte Erzählen, die lange hinausgeschobenen Aufklärungen.

Romantisch ist ferner das Grundproblem: der ideale Mensch, dem die Alltäglichkeit zum Stein wird, an dem er sich wund stößt.[1]) Wie mancher unter ihren Dichtern, unter den von ihnen dargestellten Helden wird vom Leben, von der einfachen Wirklichkeit in den Wahnsinn oder einen frühen Tod getrieben. Mit Hölderlin, dem sehnenden Sucher nach einem, von ihm ins alte Griechenland verlegten, Reich seiner Phantasie, vergleicht sich Albert Einhart selbst. Er ruft ihn an: „Du mein edlerer Bruder mit dem Heiligenschein des ganzen Wahnsinns ums Haupt".[2]) Schon in ihrer äußeren Erscheinung wird

[1]) Ein zeitgenössischer Schriftsteller bezeichnet als „schöpferischen Grundtrieb" der Romantiker „dauerndes Leiden unter dem Tatbestand dieser Welt; das letzte Ziel ihrer Sehnsucht ist unirdisch". W. Handl: Das Ende der Romantik (Neue Deutsche Rundschau, Mai 1914).

[2]) S. 299.

diese Ähnlichkeit zum Ausdruck gebracht und ein Porträt Hölderlins wird herangezogen, um uns von den Gesichtszügen Einharts eine Vorstellung zu geben.[1])

Wackenroder, Novalis, Kleist[2]), E. T. A. Hoffmann, dessen Kapellmeister Kreisler, Jean Pauls Leibgeber-Schoppe, Chamissos Peter Schlemihl, ein ganzer Zug wehmütiger Gestalten, welche die Wirklichkeit an ihrem Ideal messen und sie zu klein finden. Hoffmann hat noch diese besondere Ähnlichkeit mit Vischers Helden, daß er es verstanden hat, die tüchtige Ausübung eines Amtes mit dem erregten Nervenleben des phantastischesten aller Dichter zu verbinden. Auch hat er sich ganz als Pechvogel gefühlt, der „zu allem möglichen Kreuz und Elend geboren ist", dessen „Butterbrot immer auf die fette Seite fällt", dessen neuer Rock gewiß einen „Talgfleck" abkriegt, der beim Grüßen ausgleitet, den sein „Unstern überall verfolgt".[3])

Im „Kater Murr" wird ein Hoffest weitläufig geschildert. Mitten in der feierlichen Vorführung eines Festspieles fließen von den Fackeln heiße Tropfen auf die Hofleute, die nach einer

---

[1]) S. 51.

[2]) Von Kleist sagt ein Biograph: „Der geringste sittliche oder ästhetische Verstoß konnte ihn in seiner feinfühligen Reizbarkeit außer Fassung bringen." Und er erzählt uns, wie Kleist seine Vorlesungen abbricht, weil eine Hörerin nicht aufmerksam ist. (Biographie Adolph Wilbrandts.) Wir hatten Gelegenheit von Vischer analoge Züge zu berichten, der übrigens seine Verwandtschaft zu dem tief Leidenden fühlte. J. Frapan schreibt darüber: War ihm doch auch der seelenverwandte Heinrich Kleist „der unser deutscher Shakespeare hätte werden sollen", so tief anziehend und ergreifend. Er konnte sehr böse werden, wenn jemand sich einfallen ließ zu sagen: der hätte den Wahnsinn bekämpfen, klar und plan werden sollen wie andere Leute (s. Erinnerungen S. 56).

[3]) „Der goldene Topf". Ein Lieblingswort von ihm war: „der Teufel müsse auf alles seinen Schwanz legen". „Stets", sagt sein Biograph Hitzig, „wird er von der Ahnung geheimnisvoller Schrecknisse, die in sein Leben treten werden, verfolgt." G. Brandes, die Romantische Schule in Deutschland (Berlin 1909) S. 175.

geraumen Weile standhafter Selbstbeherrschung heftig zu reagieren beginnen. Ein Hofmarschall verwickelt sich in Stricke, welche bestimmt sind, einen Pagen schwebend zu erhalten, der stürzt herunter in die Menge — die Fackeln verlöschen; als man dann Lichter bringt, findet man eine heillose Verwirrung; die Hofgesellschaft gleicht einem „geschlagenen Heer", das sich „mühsam zusammenfindet". „Der Spukgeist Droll" hat's angerichtet.

Auch in seiner Stellung zu den Tieren erinnert Vischer an die Romantiker und besonders an Hoffmann. So erzählt Einhart von einem jungen Kater, der mit den Jahren sein feuriges Temperament in ein sehr gesetztes, rein materielles verwandelt hatte; die Erklärung für diese Veränderung stellte sich ein, als er unversehens „den Kerl überrascht, wie er aus seiner Bibliothek Büchners Schrift: „Kraft und Stoff" hervorgezogen hatte und studierte".[1]) Sind wir da nicht ganz im Elemente des Kater Murr, der sich mit Büchern aus der Bibliothek seines Herren bedient, der Knigges „Umgang mit Menschen" studiert und „aus diesem herrlichen Buch viel Lebensweisheit schöpft", wie er selbst berichtet. Einmal redet ihn sein Herr an: „Kater, du bist gar nicht mehr wie sonst, du wirst mit jedem Tage träger und fauler. Ich glaube, du frissest, du schläfst zu viel."

Ich nenne noch einige gemeinsame Züge, um dann die trennenden Momente energisch betonen zu dürfen. In Cordelia sehen wir eine Schwester jener in flüchtigen Umrissen gezeichneten romantischen Frauen, die mehr einem Wunsche des Mannes als einem Menschen mit Fleisch und Blut entsprechen. Ein sehnsüchtiger Grundton ist auch im „Auch Einer" fühlbar mit dem starken Zug nach Italien, einer Note, die, von Goethe in seiner Mignongestalt angeschlagen, in allen romantischen Dichtungen fortklingt. Die Vorliebe für das Paradoxe[2]) und für das

---

[1]) S. 273.

[2]) „Alle Wahrheit ist paradox" sagt Einhart im Tagebuch, S. 456. Für die Freude der Romantiker am Paradoxen ist es wohl nicht erst nötig, Beweise zu bringen.

Grauenhafte finden wir hier wie dort. Die Art, wie Kleist in seiner Penthesilea die Heldin mit ihrem Geliebten nach dessen Tode verfahren läßt, könnte man in ihrer Furchtbarkeit wohl der Leichenschändung Einharts anreihen.[1]) Auch das Spielen mit dem Wahnsinn ist romantisch; anläßlich der Besprechung von der Bedeutung der Träume wurde auf den gleichen Zusammenhang verwiesen. In diese mildere Form haben sich bei Vischer die Hallucinationen, Doppelgängereien, Hellsehungen der Romantiker verflüchtigt. Übrigens hat unser Dichter auch die blaue Idealfarbe der Romantiker akzeptiert, und das kühle Wasser spielt in seiner geträumten Apotheose dieselbe Rolle wie bei Novalis.[2])

Erwähnen wir noch die Übereinstimmung in den literarischen Vorbildern, die Liebe zu Shakespeare, zu Jean Paul und zu Cervantes, verbunden mit der fast leidenschaftlichen Abkehr von den Franzosen, so haben wir die gemeinsamen Punkte erschöpft und gehen daran, die bedeutenden Wesensunterschiede zu beleuchten. Schon in dem eben besprochenen Punkt ist Vischer von den Einseitigkeiten der Romantiker ge-

---

1) Sie schlägt, die Rüstung ihm vom Leibe reißend,
Den Zahn schlägt sie in seine weiße Brust,
Sie und die Hunde, die wetteifernden,
Oxus und Spinx den Zahn in seine Rechte,
In seine Linke sie; als ich erschien,
Troff Blut von Mund und Händen ihr herab."

Bei Hoffmann und Tieck findet sich des Grauenhaften genug, doch in einer etwas verschiedenen Nuance. Es handelt sich bei ihnen mehr um das Gespenstige, Schaurige.

2) Die beiden Träume in „Heinrich von Ofterdingen" bewegen sich in ähnlichem Element. Die „lichtblaue Blume" die den Helden beseligt, ist das Symbol Mathildens, welche man wiederum als Poesie auffassen kann. Sein Vater hatte einst denselben Traum gehabt. Ein zweiter Traum vereinigt die beiden Liebenden tief unten am Grunde des Stromes, dessen blaue Wellen über sie hinwegfließen. „Bleiben wir zusammen?" „Ewig", versetzte sie ... Auch bei Novalis geht der beseligenden Vereinigung im kühlen Element, ein leidenschaftlicher Beginn des Traumes voraus.

heilt. Wir lernten ihn als Bewunderer Schillers und Lessings kennen — ein bedeutungsvoller Umstand. Denn der Idealmensch Vischers ist nicht der tatenlose, schwärmerische, versonnene, romantische — das Wort drängt sich uns auf — Träumer, sondern der fest im Boden wurzelnde, tatkräftige, berufstreue, kampfesfrohe Mann. Kein Vagabundenleben, keine Lobpreisung des Müßigganges mit einem unklaren Weltbürgertum, sondern zielbewußte Arbeit, bewußtes Deutschtum. An Stelle der schrankenlosen Verherrlichung der Sinnlichkeit tritt die Aufforderung, ihre Ausschreitungen energisch niederzuhalten, statt des müßigen Aristokraten steht der arbeitende Bürgerliche im Mittelpunkt des Interesses; wie denn auch in kräftigem Realismus das moderne Leben wiedergegeben wird. So blieb bei ihm die ästhetische Bewunderung für den Katholizismus wirklich bloß «prédilection artistique» und die in schwarze Reaktion ausartende Mystik der Romantiker wurde aufs schärfste verdammt.[1])

Man könnte sogar noch einen Schritt weitergehen. In Vischer lebt ein Stück von dem Philister, welcher für die Romantiker der Gegenstand des schärfsten Spottes war. Seine ganze, kleinbürgerliche, im Schwäbisch-Nationalen wurzelnde Art, sein pedantisches Hofmeistern, seine Stellung zur Frau, ja selbst sein schwäbischer Dialekt geben ihm etwas Philisterhaftes.[2]) So hat auch Nietzsche, als er D. Fr. Strauß als

---

[1]) „Das Ende vom Lied ist, daß diese Poesie der Vergangenheit in ihrer Praxis nicht nur die Geister abstumpft, sondern gerade das zerstört, was sie zu erhalten vorgibt: das sinnliche Glück der Völker, das Element, worin die kindliche Einfalt lebt, daß Wohlstand, Freude, Gesang und Tanz unter ihrer Hand sich in Elend, Armut, Hunger, Zerrüttung, das Kinderparadies in die Hölle verwandelt." (Eine Reise S. 60, Krit. Gänge, N. F.

[2]) Mit einigen Zitaten aus dem Roman, möchte ich diese Behauptung belegen. Einhart schreibt: „Alles schnelle Fahren in Städten ist eigentlich Unfug, Unverschämtheit gegen die Fußgänger, Beschämung, Beleidigung." (S. 345). „Bedarfst du gute Arbeitskräfte für irgend ein geduldforderndes

„Bildungsphilister" brandmarkte, dessen Freund Vischer mittreffen wollen.[1]) Er nennt ihn an zwei Stellen dieses Aufsatzes. Doch ist sein Tadel zu weitgehend und nicht immer gerecht. Nietzsches Schärfe erklärt sich aus seiner abweichenden Grundanschauung. Er hatte ein aesthetisch gerichtetes Kulturideal „Einheit des Stils", während Vischer und Strauß ein ethisches Ideal hochhielten. Doch ist es gewiß, daß sich in einem Punkte, Vischer und Nietzsche begegnen: in dem heroischen Kampf für die Wahrheit. Auch ist nichts sicherer als die Tatsache, daß Vischer sein langes Leben hindurch für die Ziele gewirkt hat, welche Nietzsche vor den Deutschen aufstellt. Er warnt vor Siegerübermut, vor Mißbrauch des Erfolges, vor Kulturlosigkeit. Und wenn er als sicherstes Merkmal des „Bildungsphilisters" die Selbstzufriedenheit und das Nichtwissen von seinem Philisterium bezeichnet, so trifft er auch damit Vischer nicht, der diese Schwäche an sich sehr genau kannte und humorvoll eingestand. Übrigens genügt wohl als Beweis für die Gehässigkeit Nietzsches Vischer gegenüber das Wort, welches er anläßlich dessen Todes geschrieben hat.

Suchen wir nach weiteren Vorbildern Vischers, so treffen wir da und dort verwandte Züge an. Auf sein Verhältnis zu Jean Paul muß noch etwas näher eingegangen werden.

Vischer sagt es uns selbst, daß es seine Absicht war, „genießbar gewordenen Jean Paul" zu bringen und besonders nicht in dessen Fehler zu verfallen „seltsam und närrisch" zu schreiben, wenn er „Narren oder seltsame Begebenheiten vorführen wolle".[2]) Ist ihm dies ganz gelungen?

Geschäft, so suche die in Frage Kommenden beim Geflügelessen zu beobachten. Wer gern (und säuberlich) nagt, den wähle, wer sich mühelos die Pfaffenschnitten gönnt, mit dem wird nicht viel zu machen sein" S. 441. Und inmitten der Leidenschaft zu Goldrun, als Verstärkung der aufsteigenden Zweifel bemerkt er: „Mit ihrem Griechisch ist es auch so weit nicht her, als ich meinte" S. 389.

[1]) Unzeitgemäße Betrachtungen. David Strauß 1873.

[2]) „Auch Einer" S. 485.

Gewiß, Jean Pauls gelehrte Exkurse und Anmerkungen, das Einschieben endloser Zwischenglieder, seine Geheimniskrämerei sind bei Vischer maßvoller verwendet. Von der sentimentalen Weichheit, der Liebessehnsucht und dem Freundschaftsbedürfnis, der überweltlichen Grundstimmung, der trotz maßloser Häufung von Bildern unanschaulichen Sprache ist bei Vischer nichts zu finden. Andrerseits ist ihm die eigentliche Stärke Jean Pauls, das Zarte, Anmutige, Weiche, ganz Poetische absolut verschlossen. Und die Freude an der närrischen Vorstellung treibt Vischer doch oft sehr nahe an die Klippe, die er vermeiden möchte.

Die dichterische Ähnlichkeit der beiden Autoren beschränkt sich im wesentlichen auf ihre gemeinsame Vorliebe für seltsame, geistvolle Menschen, deren Absonderlichkeiten sie bis an die Grenze des Wahnsinns führen.

Wenn aber Leibgeber-Schoppe an dem Grübeln über sein Ich wahnsinnig wird,[1]) so weiß Albert Einhart sein Ich sehr wohl zu behaupten, und die Heftigkeit, mit der er es gegen die Übergriffe der Umwelt in Schutz nimmt, bringt ihn eben in seine Kampfesstellung zu dieser.

Lawrence Sterne, der englische Humorist, hat, vor Vischer und Hoffmann, den schon vor seiner Geburt vom Pech verfolgten Menschen dargestellt, dem alles schief geht.[2]) Dieser ist aber von der zornigen Reaktion unseres Dichters weit entfernt und viel eher geneigt, mit gemütlicher Geduld die ihm auferlegten Schicksalsfügungen zu ertragen.

Der Fluch des beständigen Katarrhs war von dem Franzosen P. J. Stahl in «L'histoire d'un homme enrhumé» zum Problem gemacht worden.[3]) Stahl läßt das Lebensglück

---

[1]) Jean Paul: Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs. Der Titan.

[2]) The Life and Opinions of Tristram Shandy.

[3]) L. Müllner macht darauf aufmerksam, daß schon in Platons Gastmahl „das Prusten und Gekitzel des Nießens als Behelf des Komischen" behandelt wird. (Literatur- und kunstkritische Studien.)

seines Helden an seinem chronischen Schnupfen scheitern, da seine Frau sein Sprechen durch die Nase nicht auf die Dauer vertragen kann. Erst nachdem sie taub geworden ist, können die beiden glücklich nebeneinander leben. Die Anfangssituation ist sehr ähnlich: Bekanntschaft des Erzählers mit dem sich sonderbar benehmenden Herrn auf einem Dampfer; auch sonst glaubt man bisweilen leise anklingende Nüancen wahrzunehmen. Da Stahl in den Jahren 1851—1859 im Exil gelebt hat und in Deutschland erzogen wurde, da der Roman überdies in Baden-Baden spielt, wo Vischer wiederholt zum Aufenthalt weilte, so ist seine Kenntnis des Buches wahrscheinlich; mußte ihn doch der Titel schon anziehen! Allerdings fehlt Stahls «homme enrhumé» jede Spur von der Tiefe, welche Vischer seinem Helden zu geben wußte.[1])

Durch die Gestalt Albert Einharts fühlen wir uns auch an Don Quixote erinnert, den „edlen Narren", dem die „prosaische Wirklichkeit auf allen Tritten den komischen Anprall bereitet".[2]) Schon Spielhagen hat auf die Ähnlichkeit aufmerksam gemacht.

Wenn man in seiner Ästhetik nachliest, welche Stellung Vischer dem Don Quixote in der Weltliteratur anweist, so wäre man versucht, noch eine Vermutung auszusprechen. Wie Vischer — mit vielen andern — auseinandersetzt, bedeutet Don Quixote die Entstehung des Romans aus dem höfischen Epos einerseits,

---

[1]) Wenn der «homme enrhumé» sagt: «Le sort poursuit les uns à coups d'épée, les autres à coups d'épingles; heureux les premiers» (S. 93) oder «les petites misères en cachent souvent de bien grandes» (S. 101), so fühlen wir uns ganz im Element des A. E. Auch der Hinweis auf die Griechen und Römer, die sich offenbar nicht schneuzen mußten, weil das Wort Taschentuch kein Äquivalent in ihrer Sprache hat, wäre Albert Einharts würdig. Wesentlich verschieden ist die Stellung Stahls zur Weltordnung. Ihm ist alle Unordnung in der Welt nur scheinbar, und er zweifelt nicht an dem Dasein eines gerechten und gütigen Gottes. Es ist daher auch denkbar, daß der Schluß, der als furchtbare Satire aufgefaßt werden könnte, ihm als ein weiterer Beweis für die Güte Gottes erscheint.

[2]) Ästhetik III, Seite 1316.

den Volksbüchern andererseits. Cervantes habe darin das Lebensbild einer vergangenen Zeit ironisiert und durch seinen Spott vernichtet, indem er gleichzeitig eine neue Kunstform schuf. Sollte nicht Vischer in seiner Pfahldorfgeschichte eine ähnliche Absicht gehabt haben, indem er seine Satire an den brüchigen Bau der Kirche setzte, die ihm gleichfalls einem vergangenen Ideal zu entsprechen schien?

Einen Punkt, in dem Vischer sich von allen diesen ihm geistig mehr oder minder verwandten Autoren unterscheidet, dürfen wir nicht ganz vernachlässigen. Er hat seinem Helden keine Gegenfigur zur Seite gestellt. Man hat diese Unterlassung getadelt; vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Der Dichter hat erklärt, daß Albert Einhart durch die Zwiespältigkeit seiner Natur selbst auch sein eigenes Widerspiel in sich schließe.

Unter den Modernen findet man zwischen Vischer und Gottfried Keller manch gemeinsamen Zug: Die tüchtige, kraftvolle, gesunde Männlichkeit, die Wahrheitsliebe, die starke Denkkraft, das tiefe Gemüt bei äußerer Herbigkeit, die Schamhaftigkeit, den Haß gegen Kirchentum und Geistlichkeit, die warme Vaterlandsliebe, das Unbehagen angesichts komplizierterer Lebensformen, aber auch den echten Humor mit der Freude am Absonderlichen, die etwas weitgehende Derbheit finden wir bei beiden Männern. Auch hat unser Dichter als einer der ersten in Keller den großen Künstler erkannt.[1])

Manche Gedanken im „Auch Einer", besonders in der Pfahldorfgeschichte, lassen an Keller denken.

Die Idee, daß alle menschliche Kultur zur Vernichtung bestimmt ist, hat dieser in dem „Fähnlein der sieben Aufrechten" behandelt.[2]) Überhaupt versetzt uns diese meisterhafte Novelle

[1]) Gottfried Keller, 1874, Altes und Neues, Heft 2, 1881. — F. Mauthner nennt auch noch Paul Heyse und Berthold Auerbach als Entdecker des Schweizer Dichters, wobei sich das hübsche Wortspiel von „Auerbachs Keller" ergab. (Von Keller zu Zola S. 2 f.)

[2]) „Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, so mag er auch in beschaulicher Stunde das sichere

ganz in das Gesinnungselement des „Auch Einer". Nur daß natürlich bei Keller die dichterische Gestaltungskraft unvergleichlich größer war, während bei Vischer die Denkkraft überwog.[1])

Wenn man so die Fäden zieht, die Vischers Werk mit früheren Dichtungen verknüpfen und zahlreiche Beziehungen findet, wie es bei der durchgebildeten Persönlichkeit des Ästhetikers gar nicht anders denkbar ist, so drängt sich zum Schluß mit doppelter Kraft die Anschauung auf, daß Vischer ein originelles Werk geschaffen hat, das immer nur in Einzelheiten an Vergangenes mahnt. Ist es doch schon ein Beweis von einer starken Eigenständigkeit, daß er inmitten der realistischen Kunstrichtung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die Romantiker und auf Jean Paul zurückgreift.

Zweifellos die echteste Quelle zu unserm Roman sind Vischers frühere Werke. Wir werden bei dieser Gelegenheit zwei Fakten konstatieren können: erstens, daß „Auch Einer" eigentlich bloß ein Mensch gewordenes Prinzip ist; zweitens, daß Vischers starke Persönlichkeit dem Wandel der Zeit zum Trotz, sein ganzes Leben hindurch die gleiche geblieben ist.

In der kleinen Novelle „Cordelia" (1831)[2]) kommt ein Jean Paulisierender Sonderling vor, der seine Gedanken in Aphorismen sehr originell ausdrückt, der hinkt und sich durch Grimassenschneiden vor dem Spiegel ergötzt, über den Mangel des Humors bei den Frauen klagt und der sich schließlich durch Ankauf eines Hundes über die irdischen Übel zu trösten sucht.

Ende seines Vaterlandes ins Auge fassen, damit er die Gegenwart desselben um so inbrünstiger liebe; denn alles ist vergänglich und dem Wechsel unterworfen auf dieser Erde." Hauptsache für ein Volk sei die volle Entfaltung aller Fähigkeiten, „damit jenes künftige Völkerbild (welches einst nach uns in diesen Bergen walten möge) mit Respekt über unsere Gräber gehe."

[1]) Fritz Mauthner vergleicht die beiden Dichter und sucht dann ihre Verschiedenheit herauszuarbeiten: „Keller ist behaglich, Vischer grimmig, jener milde, dieser hart. . . . Keller hat mehr von Goethe, Vischer mehr von Schiller." S. 56 „Von Keller zu Zola".

[2]) Wieder abgedruckt in der Sammlung „Allotria".

Ein befreundeter Maler stellt ihn auf seinem Learbild als den Narren dar.

Schon dort rühmt sich ein Elf nachfolgenden Koboldstückchens: „Ich aber flog vom schwanken Zweig herab auf seines Hutes dreigespitzten Filz, der, eingekrempt zu dreien Seiten, mir bequemer Höhlung sichres Lager bot. Doch langsam kroch ich nach der hintern Spitze, bis daß der Hut von meiner Füße angestemmter Kraft das Gleichgewicht verlor und schnell mit mir hinab zur Erde stürzte. Der Bauer tappte nach dem guten Hut und setzt ihn wieder auf das kahle Haupt. Doch war er kaum der Schritte zehn gegangen, so kroch ich in des Hutes vordre Spitze und stürzt ihn also abermals zu Boden. Er bückte fluchend sich und schweift, unsicher kreisend, stoßvogelähnlich um den Hut, bis er ihn faßt, und wieder sich bedeckte. Und wieder zum dritten, vierten, fünften Male flog ich zur Erd, im breiten, filznen Schiffe." . . . .

Wie dann der Bauer sich rächt wird im weiteren erzählt.

Auch in seinen Briefen können wir der Klage über den feindlichen Zufall schon in der Jugend begegnen: . . . „Überhaupt schlägt mir mein alter Feind, der böse, kleine Zufall, manches Schnippchen. In Rom fiel ich in den ersten Tagen so heftig aufs Knie, daß es aufschwoll und ich heftiges Fieber bekam. Ich ward bei meinen Freunden zum Sprichwort als ein Hans Unstern, dem böses Wetter, allerhand kleine Hindernisse immer auf der Ferse sind. Hier in Neapel warf am dritten Tage ein Einspänner mit mir um. Ich bin jetzt zum sechsten Mal in meinem Leben umgeworfen worden, niemals gelinde, aber so heftig noch nie . . . . . überhaupt soll mich mein Feind, der böse Puck nicht unterkriegen." Und weiter: „Aber ich hatte vergessen, daß, wer ein für allemal den Zufall zum Feind hat, womöglich sich keinem Segelschiff anvertrauen soll". [1])

[1]) Briefe aus Italien und Griechenland 1840, Süddeutsche Monatshefte 1905.

Ähnlich an anderer Stelle: „und zwischen dem Donnerton (des Meeres) glaubte ich kichernde Geister zu vernehmen, die sich über den verdrießlichen Wanderer lustig machten". [1])

Besonders reizvoll ist es, den ganzen „Auch Einer" schon in Vischers System der Ästhetik theoretisch vorgearbeitet zu finden.

Nach Vischers Auffassung — und er schließt sich darin Schiller an — ist das Schöne in der Kunst die vollkommen harmonische Vereinigung des Sinnlichen mit dem Geistigen, des Wollens mit dem Erkennen, während das Erhabene und das Komische die beiden Pole vorstellen. Als solche treten sie in eine unvermeidliche Wechselwirkung. So wie im Erhabenen schon das Komische wirklich vorhanden ist (§ 166) [2]), nimmt auch andrerseits der Humor das Erhabene in seine Grundstimmung auf (§ 207). Erst mit diesem tiefen Blick in die inneren Störungen entsteht das richtige komische Subjekt:

„Katarrh und Hühneraugen reichen hin, eine Natur, wie sie der Humor fordert, unendlich unglücklich zu machen, denn sie hat die geistige Organisation, zu fühlen, was das heißen will, in der Ausführung der reinsten Zwecke gehindert, in den schönsten Augenblicken gestört zu sein durch Husten, Schnäuzen, Spucken, Nießen, Hinken. Sie ist darin so empfindlich wie nacktes Fleisch in einer Wunde, sie ist ein schalloses Ei. Wir werden weiter unten von der Hypochondrie des Humoristen besonders reden." (§ 208.)

Da haben wir unseren Albert Einhart mit seiner furchtbaren Schmerzempfindlichkeit. Wir finden seinen Dämonenglauben bei der Erläuterung der Störungen, welche das tägliche Leben dem erhabenen Subjekt bereitet.

„Es sieht ja auch gerade aus, als stecke ein Kobold dahinter; der Stein, an dem Einer strauchelt, scheint ihm aufgelauert, das Glas, das seiner Hand entgleitet, auf den Moment gepaßt

[1]) Ein Gang am Strande. Krit. Gänge, Neue Folge, 4. Heft.

[2]) Dieses und die weiteren Zitate sind aus der Ästhetik Vischers.

zu haben und das Geklirr der Scherben tönt wie Gelächter; so scheint auch, was Einer lange vergeblich sucht, in seinem sicheren Winkel den Suchenden zu verhöhnen, und jenes Nießen sieht vollends wie ein Einfall des Satans aus.

Nun entsteht das Bild einer neckischen Macht, die überall mithandelnd die Welt des Bewußtseins und Wollens durchkreuzt, ihre Beschränktheit aufdeckt, sie daran erinnert, damit sie sich nicht überhebe." (§ 178)[1])

Nun die Stellung, die unser Held angesichts sothaner Übel einnimmt: „Das denkende Subjekt geht in sich und erkennt den eigenen Widerspruch und den der Welt in seiner schneidenden Herbe dadurch, daß es ihn in seiner Allgemeinheit denkt, erliegt aber mitten im Versuche der Befreiung von diesem Schmerze, entweder weil es selbst im realen Sinne zu tief in den Widerspruch verstrickt ist und, nach außen gebunden, sich in kranker Bitterkeit zerarbeitet, oder weil es, bei verhältnismäßig geringem Drucke des selbsterlebten Widerspruches, gemäß der nun eingetretenen Innerlichkeit des Bewußtseins, ein selbstquälerisches Denken in sich nährt, das Störungen erfindet, die nicht sind, die wirklich vorhandenen dichtend vervielfältigt und so jenes unendliche Schmerzgefühl des Humors noch verdoppelt." (§ 219.)

Es ist unmöglich, hier unseren Albert Einhart nicht wiederzuerkennen, der damit in die Kategorie des „gebrochenen Humors" fällt. Dieser vollzieht die Grundforderung allen Humors, sich über sich selbst zu erheben und sich selbst zu verlachen, nur halb; er begreift den Gegensatz zwischen der Welt des Kleinen und dem Erhabenen, er sieht sich selbst als Bestandteil dieser kleinen Welt, ohne aber die bittere Verzweiflung über diese Naturnotwendigkeit überwinden zu können. Erst der freie Humor führt zur Versöhnung durch die Anerkennung des Wertes des unendlich Kleinen. (§ 212.)

Wir finden in der Ästhetik auch den Weg angegeben, den

---

1) Auch in seiner „Kritik meiner Ästhetik" (Krit. Gänge, Neue Folge) äußert sich Vischer in ähnlicher Weise. S. 126 f.

Albert Einhart geführt wird, um vom gebrochenen zum freien Humor fortzuschreiten.

„Erst nachdem dieses Denken (das die objektive Welt begreift) die letzten Haltepunkte einer bloß objektiven absoluten Erhabenheit, bei der sich die mystische Innerlichkeit des empfindsamen Humors, unfähig die Konsequenzen des Komischen völlig zu ziehen, beruhigt, als vollendete Kritik zerstört und so, wie es scheint, die Verzweiflung auf ihre Spitze geführt hat, so kann, und zwar gerade dadurch, die Befreiung eintreten." (§ 222.)

Wir denken hier an den Selbstmordversuch Albert Einharts und an sein Liebesabenteuer in Norwegen, wenn wir erfahren, daß „eigenes Schuldbewußtsein" (§ 469) zur Höhe helfen könne. Auch verstehen wir das viele Wettern und Fluchen Albert Einharts besser, wenn die Ästhetik uns sagt, daß zu den Voraussetzungen des freiesten Humors der klare, unbestochene Blick für das Übel erforderlich ist, während „jener stille und heimliche Humor weiblicher Männer, gutmütiger, ländlicher, kleinstädtischer Naturen" als „leichtes Tun" erscheint. (§ 221.)

Erst wenn sich jener Prozeß vollzogen hat, daß die Reflexion sich auf das Ganze wendet und „das eigene Subjekt in die allgemeine Unreinheit und ihr Schicksal verwickelt, eben durch seinen unendlichen Schmerz unendlich darüber steht", hat das Individuum ganz die Höhe des freien Humors erreicht; weil es „gerade durch den Selbstverlust zu sich zurückkehrt", und „im ganzen Umfange der Geschichte durch den Reiz und Schmerz des Widerspruches ihr großer Zweck sich herausarbeitet." (§ 222.)

Albert Einhart hat diesen letzten Schritt gethan. Das ist seine Selbstbefreiung. Sein Tod im Dienste einer „geistigen Macht" verewigt ihn, da die „reine Bedeutung des Individuums, aufbewahrt im Leben der Gattung, seine zeitliche Existenz überlebt". (§ 51.)

Wir haben Wert darauf gelegt, jene Stellen, welche in der Ästhetik den „Auch Einer" als Keim enthalten, womöglich wörtlich zu zitieren, um die Meinung, daß es sich um eine

persönliche Interpretation handeln könnte, von vorneherein auszuschließen. Man hat darüber gegen Vischer den Vorwurf erhoben, daß er seinen A. E. nach „dem Rezept konstruiert" habe, und daß sein Werk lediglich eine Verstrickung von Theoremen sei.[1]) Ich glaube mit Unrecht. Es wäre vielleicht nicht allzu paradox, wenn man behaupten würde, daß umgekehrt die Ästhetik aus dem „Auch Einer" herausgezogen ist, der allerdings 30 Jahre später entstand. Aber doch nur als Buch, denn in der Person Vischers hat er schon gelebt, und die originelle Formulierung, die dieser seinem Abschnitt über das Komische gegeben hat, entsprang eben seinem innersten Wesen. Trotz aller äußeren Trockenheit fühlt man den warmen Blutstrom, der diesen Teil belebt und ganz persönliches Bekenntnis wird in dem Satz: „Es ist ein wesentlicher Teil der wahren Erklärung des Komischen, daß wir es segnen müssen, weil, ohne seine Hilfe, das ganz Gemeine, mit dem wir behaftet sind unerträglich wäre". (§ 224.)

---

[1]) Laurenz Müllner, Studien.

D. Kritik.

Als im September des Jahres 1878 „Auch Einer" im Buchhandel erschien, sah sich die Kritik nicht gerade vor eine leichte Aufgabe gestellt. Es geht mit den Dichterwerken nicht viel anders als mit den Gebäuden, die erst Patina ansetzen müssen, damit ihre Schönheit voll auf den Beschauer wirke. Es geschieht nur zu oft, daß durch die unbestechliche Wertprüfung, welche die Zeit vornimmt, Werke zur Geltung kommen, die unbeachtet geblieben waren, und andere wiederum verschwinden, die für die Ewigkeit errichtet schienen. Vischers Werk hat zweifellos im Laufe der Jahre immer an Ruf und an Verbreitung gewonnen.

„Auch Einer" fehlt in keiner größeren Bibliothek. Es gehört zu den Büchern, die man besitzen muß. Fragt man dann nach, ob es auch gelesen wurde, so lautet die Antwort oft ausweichend. Es sei eben nicht leicht „durchzukommen", aber man zweifle nicht an der Vorzüglichkeit des Werkes und seines Autors.

Merkwürdig berührt es uns heute, wenn ein zeitgenössischer Rezensent „Uarda" von Ebers zum Vergleich heranzieht und meint, bei fleißiger Arbeit hätte die Pfahldorfgeschichte etwas Ähnliches werden können. Und dies nicht der erste beste, sondern ein Fritz Mauthner, der dem Dichter auch seine „Sammlung von Hundeanekdoten" vorwirft, im ganzen aber dennoch eine achtungsvolle Besprechung gibt.[1])

Spielhagen lobt die Pfahldorfgeschichte rückhaltslos, spricht aber, wie wir sahen, von dem stumpfen Werkzeug, mit dem der Roman gearbeitet sei.[2]) B. Auerbach stimmt in das gleiche Lob ein, hält jedoch einen krankhaften Zustand für un-

[1]) „Das Wochenblatt", Berlin, 9. November 1878.

[2]) „Illustrierte deutsche Monatshefte", 1879.

zulässig als Motiv einer Dichtung.[1]) Wohlwollende Kritiken liegen vor von W. Lang[2]), Paul Nerrlich[3]), Liebmann[4]); begeistert zustimmende von J. G. Fischer[5]), W. Kirchbach[6]) und Richard Weltrich.[7]) Über Letztere verbreitete sich das sonderbare Gerücht, daß Vischer sie selbst verfaßt habe, was naturgemäß von beiden Autoren aufs Energischeste berichtigt wurde.[8])

Diesen anerkennenden Urteilen stehen andere gegenüber, deren Urheber ihre schwierige Lage mehr oder weniger offen eingestehen,[9]) mißverständliche Anzeigen[10]) und einige ganz abfällige Besprechungen.[11])

Vischer war mit der Kritik unzufrieden. Er hat zuerst in Briefen an seine Freunde und dann öffentlich seinem Unmut Ausdruck gegeben: „In der letzten Zeit war ich etwas ärgerlich auf mich, ärgerlich weil ich mich ärgerte, nämlich über die Anzeigen . . . finde mich nun doch empfindlich, gereizt. Es ist mir, als ob mir die Kerle mit einem Spül-Lumpen

---

1) „Deutsche Rundschau", Mai 1879.

2) „Im neuen Reich", Leipzig 1878.

3) „Leipziger Zeitung", 22. Dezember 1878. (Wissenschaftliches Blatt.)

4) „Neue Frankfurter Presse", 29. November 1878.

5) „Staatsanzeiger für Württemberg", 8. Dezember 1878.

6) „Ein Lebensbuch", 1879.

7) „Augsburger Allgemeine Zeitung", 7. Januar 1879.

8) Ebenda, 26. Mai 1879.

9) Feuerlein in der „Augsburger Allgemeine Zeitung", 20. November 1878 und Hevesi im „Pester Lloyd", 30. Oktober 1878.

10) „Schwäbischer Merkur", 29. September 1878, als einen Kulturroman, wie sie durch Freytag und Ebers so beliebt geworden sind.

11) „Das Museum", Frankfurt, 3.—6. Mai 1879 hebt hervor, daß das Buch dem guten Geschmack und der guten Sitte geradezu ins Gesicht schlage. „Allgemeine Lit. Korresp.", 1. April 1879. „Nationalzeitung Berlin", 23. November 1878. In den „Propylaeen", Nr. 39 (1907 München) ist folgende Äußerung Scherrs zitiert: „Um diesen Ausbund von jeanpaulisierender Unform zu verdauen, dazu gehört ein unerschrockener Gaumen und ein robuster Magen."

über eine saubere Reinschrift oder gar übers Gesicht herwischten. Freilich erkenne ich den Grund: ich schreibe sonst nur Dinge, wo man seine Gründe sagt, während ich als Poet sie verbergen muß. Da wird man nun wild, wenn kein Mensch versteht, warum das so gemacht wurde, welche Gründe sich hinter dem Sichtbaren verstecken. Man fühlt es als Roheit." [1])

Man staunt, daß einem Vischer die Pfeile, die gegen jeden Autor abgeschossen werden, so tief ins Innere dringen konnten; ganz besonders der Stich einer giftigen Fliege hat ihn so irritiert, daß er mit dem derben Flegel nach ihr schlug und die unbedeutende Besprechung erst in weiten Kreisen verbreiten half. Der Ton, in dem der Artikel geschrieben ist, bezeugt allerdings den schlechten Geschmack der Verfasserin, denn er verletzt den Respekt, den ein Mann wie Vischer beanspruchen darf, auch wenn man nicht seiner Ansicht ist. Andererseits hat Vischer den Frauen, und besonders den nach Emanzipation strebenden, im Laufe seines Lebens manchen Hieb versetzt, und auch in unserem Roman kommen sie nicht gerade sehr gut weg. Mit seinen ergrimmten Essays über die Mode hat er sich gewiß auch viele Feindinnen geschaffen. Überhaupt war Vischer durchaus kein «Homme à femmes» und hat nicht einmal sein Buch für die Frauen geschrieben, wie die meisten Roman-Schriftsteller.

Am 22. November 1878 erschien die Rezension Bertha Glogaus.[2]) Noch vom selben Monat ist Vischers Gedicht: „Einharts Wanderschicksal" datiert,[3]) in dem er über die Kritik im allgemeinen und die Berlinerin im besonderen sich sehr derb ausdrückt. Damit ist aber sein Groll noch nicht erschöpft. In dem „Zusatz" zum Lebensgang, der im Jahre 1882 erschienen ist, zitiert er abermals diesen Aufsatz stark mißbilligend. Man habe darin das Ganze für „ein schlechtes Pasquill"

---

1) Stuttgart, 23. November 1878.

2) Berliner Nationalzeitung.

3) Lyrische Gänge, S. 190 ff.

erklärt.[1]) Unter diesem Schlagwort ist dann derselbe Artikel immer wieder zitiert, aber offenbar nie gelesen worden. Denn dies Wort kommt gar nicht darin vor. Bertha Glogau resumiert ihren Tadel in dem Vorschlag, das Buch „Gar Keiner" zu betiteln, wo dann die Initialen G. K. für den Mann gelten könnten, der eigentlich mit dem Einhart gemeint sei, nämlich — Gottfried Keller. Daraus ist dann „das Pasquill auf Gottfried Keller" geworden, wie es ähnlich bei Ilse Frapan[2]) und anderen figuriert. Interessant ist uns, daß die damalige Kritik in der Gestalt Albert Einharts nicht allgemein Vischer erkannte, und für seine Wesensverwandtheit mit Keller spricht es, daß man ihm diesen unterschieben konnte.

Am eingehendsten hat sich Vischer in dem wiederholt zitierten „Zusatz" über sein Schmerzenskind ausgesprochen, das wie alle poetischen Werke als „armes, wehrloses Mädchen" auf die „Straße geschickt" wird und dort allen „Roheiten" ausgesetzt ist.[3]) Er hat über die Entstehung seines Werkes und über den Charakter seines Helden dankenswerte Aufklärungen gegeben, sich auch gegen die Angriffe der Kritik zur Wehre gesetzt. Was vor allem für uns Wichtigkeit hat, ist nicht die Verteidigung des Autors, sondern die intensive Bestätigung, daß die Arbeit bis in ihre kleinsten Ausläufer durchdacht ist, daß Wille und Intelligenz ihr Vater und Mutter waren und der Trieb zur künstlerischen Gestaltung nur der Pate.

Recht ausführlich hat sich der Dichter auch in den Briefen an Berthold Auerbach[4]) ausgesprochen, die teils vor, teils nach dessen Besprechung geschrieben sind. Als Endurteil resumiert er dann hübsch: „Fragmentarische Dichterleistung, dazwischen geschoben ein Denkleben!"[5])

---

[1]) S. 347.

[2]) Vischer-Erinnerungen S. 54.

[3]) S. 346.

[4]) Vossische Zeitung, 29. Juni 1907.

[5]) Brief vom 26. Mai 1879 an Berth. Auerbach.

Stark beschäftigt und intriguiert war die Kritik durch den Titel. Die verschiedensten Vermutungen wurden ausgesprochen von „auch ein Hegelianer" bis zu förmlichen Romanen als Ergänzung wie z. B. „die bei allem scheinbaren Verständnis für die Geheimnisse der Weltschöpfung nicht mehr als andere imstande sind, den letzten Schleier zu heben und bei aller Wärme der Empfindung in der Rastlosigkeit ihres Strebens zu keinem rechten Behagen kommen."[1]) Büchmann meint in seinen „Geflügelten Worten", der Titel zu dem Buche wurzle in einem Bibelwort, welches zu Petrus von dem Volke gesagt wird: „Wahrlich, du bist auch einer von ihnen, verrät dich doch schon deine Sprache."[2]) — Worauf Petrus den Herrn zum dritten Mal verleugnet. Ich halte diese Annahme für ganz willkürlich und keineswegs für bewiesen.

Vischer selbst hat seine Aufklärung auch nicht ohne Neckerei gegeben „einer von denjenigen nämlich, die wie wir alle mehr oder minder so ein wenig mit der Pelzkappe angeschossen, aber auch vom Leben geplagt sind und darüber lachen und weinen."[3])

Unsere Zeit hat sich anläßlich des 100jährigen Geburtstages wieder mehr mit Vischer befaßt, während der 25. Jahrestag seines Todes (14. September 1912) fast unbemerkt vorübergegangen ist.

Eine der eingehendsten und tiefgründigsten Besprechungen ist jedoch nicht in diesem Zusammenhang entstanden. Der Wiener Theologe Laurenz Müllner konnte, von seinem Standpunkt der katholischen Weltanschauung ausgehend, Vischers philosophische Stellung naturgemäß nur bekämpfen, zeigt aber für seinen Humor und sein vornehmes Menschentum feinsinniges Verständnis.[4])

---

1) Augsburger Allgemeine Zeitung, 20. November 1878. E. Feuerlein.

2) Matth. 26, 73.

3) Zusatz S. 388. Unsere eigene Deutung: S. 13.

4) Literatur- und Kunstkritische Studien, Wien 1895.

Zum Schluß möchte ich noch eine Kritik anführen, die eigentlich keine ist, von einem Manne, der sich als Schüler Vischers bekannte. Conr. Ferd. Meyer schreibt: „An einem so gedeihlichen Buch mäkle ich auch nicht ein bißchen; es ist überhaupt meine Art nicht, stünde mir auch schlecht an, einem Manne gegenüber, tale che siete voi, sondern ich sage einfach: es ist gut, daß das Buch da ist. Nur eines erwähne ich, da es Sie vielleicht interessiert. Kinkel (der Dichter und Kunsthistoriker) der sich ‚Auch Einer' von mir lieh, schrieb mir ‚das Buch blitzt von Geist und hat mich überdies sterben gelehrt'. Omen absit." [1]

---

[1] Kilchberg, 12. Dezember 1879, Südd. Monatshefte 1906, S. 172/9.

IV.

Schluß

Wenn wir uns nun zum Schluß noch einmal die Frage stellen: Sind Vischer und Einhart dieselbe Person, so werden wir unsere Vorbehalte machen; dann aber nicht zögern mit einem „Ja" zu antworten.

Menschlich betrachtet hat der Dichter seine Fehler und Irrtümer durch die Lupe vergrößert seinem Helden übertragen. Was bei ihm bloße Gefahr war, ist an seinem Doppelgänger Wirklichkeit geworden. Auch der Grundton ihres Lebens und ihrer Schicksale ist verschieden. Wenn ein Ludwig Speidel von dem 70jährigen Vischer mit Recht sagen konnte, „die Welt hat nicht ihn, er hat die Welt gebogen",[1]) so ist es andrerseits gewiß, daß Einharts Stamm vor der Zeit wie vom Blitz getroffen, niederstürzte. In ähnlicher Weise sind die Lebensschicksale Vischers durchaus ins Tragische gewandelt. Der bis an sein Ende rastlos tätige Mann hat die Amtlosigkeit seines A. E. nur während seiner zweijährigen Suspension kennen gelernt. Vielleicht hat er das Erlebnis so modifiziert, weil er es sich selbst als Schwäche auslegte, damals den Kampf aufgegeben zu haben, statt ihn durchzufechten und ihn mit seiner Demission zu beschließen.

Der brillante und sichere Redner hat niemals eine Entgleisung mit so weitgehenden Folgen erlebt, aber manche Verhinderung einer wohlvorbereiteten Festrede durch Heiserkeit. Vischer war seinen Freunden ein warmer Freund, und sein frischer Lebensmut schützte ihn vor dem Versinken in jenen hypochondrischen Pessimismus, welcher Albert Einhart kennzeichnet. Zahlreich sind die Stimmen, die uns von seinem

[1]) Neue Freie Presse, Wien, 3. Juli 1877.

liebenswürdigen Wesen, von seinem Witz und seiner Unterhaltungsgabe erzählen; noch im Jahre 1865 berichtet Mörike anläßlich eines Besuches in Stuttgart, wie heiter er den Freund gefunden habe. Wir wissen aber auch, wie leicht die herzliche Stimmung durch Empfindlichkeit gestört wurde, wir hören von dem Dichter selbst, daß die Hypochondrie und die Unzufriedenheit sein Leben umdüstern.

Man erinnert sich unwillkürlich des Märchens, in dem die Feen an die Wiege eines Kindes treten und nun einander bekriegen, indem sie dem Kleinen die Gaben bunt durcheinander mischen. Zum Schluß kommt dann die mildeste, weiseste Fee und gibt ihm als Versöhnung des bitteren Zwiespaltes die liebenswürdige Laune und den Humor als Begleiter auf seinen Lebensweg. So war es auch immer wieder sein Humor, der bezaubernd auf alle Menschen wirkte, an dem der Dichter sich selbst gewissermaßen an den Haaren aus dem Sumpfe zog. Aber es war doch ein Kampf; einmal wollten auch die unterdrückten Elemente zu ihrem Rechte kommen — und so ist „Auch Einer" entstanden. Als Jugendwerk wäre er undenkbar, erst dem Alter konnte diese Ablösung gelingen. Ich erinnere mich, bei dem Franzosen André Gide das Wort gefunden zu haben, jedes Buch sei ein Wunsch seines Autors. Wenn dieser Ausspruch in seiner allgemeinen Fassung vielleicht anfechtbar ist, auf Vischer und sein Werk paßt er vortrefflich. Einhart ist Vischers Wunsch; wenn er seinem Zorn freien Lauf läßt, handelt er so, wie der Dichter gerne gehandelt hätte; seine Aussprüche sind Vischers Gedanken; er ist der Ausdruck seiner Sehnsucht, jener tiefen Sehnsucht nach Harmonie, welche ihr Ziel verfehlt, weil sie es zu leidenschaftlich anstrebt.

Der Held des „Auch Einer", den wir als ein Kind des Dichters erkannt haben, in einem engeren Sinne, als es sonst Kunstwerke zu sein pflegen, ist nicht ganz von seinem Schöpfer losgelöst. Die Frage ist sehr subtil und berührt sich mit einer andern, die der scharfe Analytiker an sich selbst zu stellen liebte:

Wie steht es mit der Naivität Vischers? Auf den ersten Blick erscheint die Frage absurd, bei einem Menschen, der sich ununterbrochen den Puls fühlte, kritisierte, besprach — über den man kaum eine Meinung aussprechen kann, die er nicht irgendwann oder wo, selbst schon über sich geäußert hätte. So hat Vischer auch seine eigene Naivität behauptet und — er hat recht. — Es ist etwas Naives an ihm. Gerade da, wo er so tief in seinem Wesen steckt, daß er es seinem Helden überträgt, und ihm unbewußt eine falsche Etikette überklebt, da ist er naiv. — Naiv ist auch sein rasches, frohes Handeln bei allem Wettern gegen die Menschheit; bei allem Zweifel wird er niemals zum Skeptiker. Es sprudelt in ihm ein frischer Quell von Lebensmut und seine Freude am possenhaft Lustigen, ist dafür nur ein weiterer Beweis.

Was ist nun die Bedeutung des Werkes für uns? Sein Problem gehört zu den tief menschlichen, zu denen, die ihre Ewigkeit in sich tragen. Im Grunde genommen leidet jeder Mensch am qualvollsten an sich selbst — an den Gaben, die ihm die Natur versagt, an denen die sie ihm zu reichlich zugemessen hat. Und das Furchtbarste an diesem Leid ist seine absolute Starrheit. Nur mit dem Tode kann die Verbindung zwischen diesem Geist und diesem Körper gelöst werden. Wollen sie leben und wirken, so sind sie unzertrennlich aneinander gebunden. Einhart verzeichnet in sein Tagebuch „der Hanswurst schraubt seinem Widersacher die lange Nase aus dem Gesicht und haut ihn damit: gut, tief, sehr gut, mir lieber als feine Komödie".

So bluten die meisten Menschen aus einer inneren Wunde, die sie nur selber kennen, weil sie zu stolz sind, anderen davon zu sprechen. Wenn der Künstler ein solches Problem vor uns aufrollt und unseren eigenen verborgenen Schmerz als allgemeines Menschenleid begreift, so löst er in uns die herbe Spannung. Einhart als tragischer Held schließt kein Kompromiß, wie es der Mensch, der im Leben steht, zu tun pflegt.

Er nimmt den Kampf in seiner ganzen Schärfe auf sich und leidet an dem Riß, der ihn in zwei kämpfende Hälften spaltet. Der Dichter gibt uns die Bitterkeit seines Schmerzes zu fühlen, der auch unserer ist; er lacht aber gleichzeitig über ihn, und damit über sich und uns; denn das Einzeldasein ist viel zu klein und unwichtig, um ein so heftiges Treiben zu rechtfertigen.

Wenn Goethe in seinem Faust das Problem der zwei Seelen im Menschen dargestellt hat, die sich abwechselnd seinen Besitz streitig machen, so tritt Vischer — mehr Moralist und weniger Künstler — ganz auf die Seite des Ideals und bekämpft in seinem Namen den Körper und dessen ewig sich erneuernde Forderungen. Er hat damit ein hochbedeutendes Problem aufgerollt. Daß er sich dabei als rechter Deutscher gezeigt hat, bei dem nach seiner eigenen Aussage „etwas Geschmackloses, etwas Vertracktes hinein muß", wer möchte sich darüber wundern?

Haben wir es doch — alles in allem genommen — mit einem durchaus eigenartigen Kunstwerk zu tun, das gewiß seine Fehler hat, uns aber in Verbindung mit einer großen Seele setzt. Es ist eines von den Büchern, aus denen wir mutiger, stärker hervorgehen, ein Buch, an dem wir unsere Muskeln sich stählen fühlen; und von dem wir oft aufspringen möchten, um selbst Hand anzulegen, zu wagefroher Tat bereit. Dabei täuscht es uns kein falsches Glück vor, das am Ziel auf uns wartet. Glück? Was ist es anderes als der blaue Schein, der auf der fernen Landschaft liegt und der, wenn wir uns nähern, verschwindet, um das Bild zu verklären, welches wir hinter uns gelassen haben. — So narrt es uns? Nicht ganz; denn auf dem Wege haben wir das Leben kennen gelernt. Wir nehmen freiwillig den Fluch auf uns, der die ersten Menschen aus dem Paradies getrieben hat: arbeiten, kämpfen, leiden für uns, unsere Zeit und für kommende Geschlechter. Wahrlich ein Buch, das nicht nur sterben, sondern auch leben lehrt!

V.

Anhang.

Bibliographie.

Biographie.

Dilthey, W. Aus Ed. Zellers Jugendjahren. (Deutsche Rundschau 1897).
Falkenheim, H. Das Lebenswerk Vischers. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 123) 1907.
Fischer, H. Geniepromotion (Süddeutsche Monatshefte 1907).
Fischer. Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens, II.
Frapan, Ilse. Vischer-Erinnerungen. Äußerungen und Worte. Berlin 1889.
Günthert, J. E. v. Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Stuttgart 1889.
Harnack, Otto. Über Vischer. (Neues Jahrbuch für das klassische Altertum.) 1907.
Keindl, Ottomar. Fr. Th Vischer. Gedenkblätter zur Jahrhundertfeier seines Geburtstages. 3. vermehrte Auflage. Prag 1907 (mit einem Verzeichnis seiner Schriften).
Keller, Gottfried. Zu Vischers 80. Geburtstag. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung.) 30. Juni 1887.
Kerner, Justinus. Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Braunschweig 1849.
Klaiber, Theodor. Fr. Th. Vischer. (Staatsanzeiger für Württemberg) 1907.
Kurz, Hermann. Die beiden Tubus. (Novellenschatz, 18. Band.)
Lang, H. Vischer als Gast. (Süddeutsche Monatshefte) 1906.
Lang, Wilhelm. Von und aus Schwaben. Stuttgart 1890.
Lübke, Wilhelm. Lebenserinnerungen. Berlin 1890.
Speidel, Ludwig. Fr. Vischer. (Neue Freie Presse.) Wien, 3. Juli 1877.
Springer, Anton. Aus meinem Leben. Berlin 1892.
Strauß, David Fr. Christian Märklin. Mannheim 1851.
Vischer, Fr. Th. „Mein Lebensgang“. Altes und Neues. 3. Heft. Stuttgart 1882. „Dr. Strauß und die Wirtemberger.“ Kritische Gänge. 1844. 1. Heft. Gedichte und Essais.

Vogt, Karl. Aus meinem Leben. Stuttgart 1896.
Volkelt, Johannes. Lebensanschauung Vischers. (Zwischen Dichtung und Philosophie). München 1907.
Weltrich, Richard. Fr. Th. Vischer. Allgemeine Deutsche Bibliographie 1896.
Ziegler, Theobald. F. Th. Vischer. Stuttgart 1893.

Korrespondenz.

V. an Auerbach Herausgegeben von A. Bettelheim. Vossische Zeitung, 29. Juni 1907.
V. an Cotta. Drei Briefe. Schwäbischer Merkur, Chronik 299, 1907.
Über Griechenland. Südd. Monatshefte 1905.
Günthert, J. E. v. Fr. Th. Vischer. Stuttgart 1889.
Hebbels Briefwechsel. Berlin 1892.
Reiseepisteln aus Italien Südd. Monatshefte 1904.
V. an Kapp. Reutlingen 1849. Stuttgarter Landesbibliothek, Manuskript.
Gottfried Keller und Vischer. Herausgegeben von K. E. Franzos. Deutsche Dichtung, IX.—X. Band. Berlin 1891.
Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher 1830—61, von Ermatinger neu herausgegeben 2. Bd. Cotta, 1916.
Keindl, O. Fr. Th. V. Reisebriefe aus dem Jahre 1833. Prag 1907.
V. an Dr. Kolb, Redakteur der A. Allgemeinen Zeitung. Deutsche Dichtung 1902.
An Conr. Ferd. Meyer. Südd. Monatshefte 1906.
Memorandum an den Minister. Südd. Monatshefte 1905.
Mörike, Eduard. Briefwechsel 1903.
V. und die Münchner Universität. Herausgegeben von H. Steinbach „März" Juli 1907.
Aus Neapel und Sizilien. Südd. Monatshefte 1905.
An Joachim Raff. Südd. Monatshefte 1905.
An Amtsrichter Sattler in Distichen. Südd. Monatshefte 1906.
V. an Schott. Frankfurter Generalanzeiger 148, 1907.
V. an Schwegler. Herausgegeben von A. Ackerknecht. Beilage der Vossischen Zeitung, 11. Februar 1906.
Zwei Schreiben an Weltrich. Südd. Monatshefte 1904.
Sechs Briefe an Weltrich. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1907, Nr. 122.
18 Briefe V. aus der Paulskirche. Deutsche Rundschau 1908/9.
Zeller, Eduard. Strauß, D. Fr. Ausgewählte Briefe. Bonn 1895.

Kritik über „Auch Einer".

Anzeige Schwäbischer Merkur, Chronik. Stuttgart, 29. Sept. 1878.

Auerbach, B. Aphorismen über den A. E. Deutsche Rundschau. Mai 1879.

Bayer, J. Vischer als Essayist. Monatsblätter für Deutsche Literatur, Nr. 371, 1908/9.

Binder, Sidonie. Die Frauen im A. E. Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg. 25. Februar 1879.

Feuerlein, Emil. Allgemeine Zeitung. 20. November 1878.

Fischer, J. G. Staatsanzeiger für Württemberg. 8. Dezember 1878.

F. W. Das Museum. Frankfurt, 3.—6. Mai 1879.

Glogau, Bertha. National-Zeitung. Berlin, 22. November 1878.

L. H—i (Ludwig Hevesi.) Pester Lloyd. 30. Oktober 1878.

Jahnke, R. Aus Vischers A. E. Zeitschrift des Allgemeinen Sprachvereines.

Jenaer Literatur-Zeitung, Nr. 36, 1879.

Kawerau, W. Allgemeine Literarische Correspondenz. Leipzig, 1. April 1879.

Keck, H. Deutsches Literaturblatt. 1. April 1879.

Kirchbach, W. Mehr Licht. Auch eine Rezension. 30. August 1879. Abgedruckt in ein Lebensbuch 1886.

L. Neue Frankfurter Presse. 29. November 1878.

Lang, Wilhelm. Jean Paul redivivus. 1878. Im neuen Reich, Leipig S. 781—789.

Mauthner, Fritz. Das Wochenblatt. Berlin, 9. November 1878.

Müllner, Laurenz. Literatur- und künstlerische Studien. Wien 1895.

Nerrlich, Paul. Leipziger Zeitung, Wissenschaftliches Blatt. 22. Dezember 1878.

New Yorker Handelszeitung, Beilage. 11. Januar 1879.

Oswald, J. G. Vischer als Dichter. Hamburg 1896. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Rapp, Adolf. Vischer und die Politik. Tübingen 1911.

Spielhagen, Fr. Zur Technik des Romans gelegentlich A. E. Illustrierte deutsche Monatshefte. Mai 1879.

Süddeutsches Sonntagsblatt, Nr. 16, 1879.

Trautmann, E. Deutung des Romanes A. E. Münchner Neueste Nachrichten, Nr. 300, 1907.

Vischer, Fr. Th. Mein Lebensgang. Zusatz. Altes und Neues. 3. Heft. Stuttgart 1882.
Briefe an B. Auerbach. Vossische Zeitung. 29. Juni 1907.

Weltrich, R. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 7.—10. Januar, 26. Mai 1879.

Kritik über Vischer.

Baechtold, Jak. Gottfried Kellers Leben; seine Briefe und Tagebücher, 3 Bände, Berlin 1894—97.

Engel, Ed. Ein deutscher Aristophanes. New Yorker Staatszeitung. 14. März 1886.

Falkenheim, Hugo. Th. Ziegler gegen Vischer. Neues Tagblatt. Stuttgart, 28. April—1. Mai 1894.

Keller, Gottfried. Über V.'s Kritische Gänge. 1861, Nachgelassene Schriften S. 773 ff.

Klaiber, Th. Vischers Sprache und Stil. Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Nr. 17, 1903.

Krauß, R. Vischer und die Musik. Neue Musik-Zeitung 1906.

Lingg, H. Vischer als Lyriker. Deutsche Dichtung. 1. Januar 1890.

Mauthner, Fr. Von Keller zu Zola. Heine. Berlin 1887.

Speidel, L. Fr. Vischer. Neue Freie Presse. 3. Juli 1877.

Steiner, R. Über Vischers Kunstvorträge. Magazin für Literatur des In- und Auslandes 1899.

Weltrich, R. Fr. Vischer als Poet. „Nord und Süd". 1. Januar 1883. Wiederabdruck: Deutsche Bücherei.

Zeller, Ed. Nekrolog. Goethe Jahrbuch 1887.

Ziegler, Th. Fr. Th. Vischer. Stuttgart 1893.

Aus Anlaß des Jubiläums.

Bequignolles, H. v. Berliner Post, Beilage 26.

Bergheimer, A. Berliner Volkszeitung 301, 1907.

Bericht über Festreden und Feiern. Schwäbischer Merkur, Chronik 264, 294/95, 1907.

Ellenberg, H. Literatur- und Unterhaltungsblatt, Hamburg 150, 1907.

Falkenheim, H. Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 123, 1907.

Fulda, L. Gedicht auf Vischer. Neue Freie Presse 15,392, 1907.

Harnack, Otto. Über Fischer. Neues Jahrbuch für das klassische Altertum, S. 599—609, 1907.)

Hirschfeld, R. Neues Wiener Taglatt 177, 1907.

Isolani, Eug. Hamburgischer Correspondent 326, 1907.

Klaiber, Th. Kunstwart. München, 1. Juli 1907.
Staatsanzeiger für Württemberg Nr. 7 und 8, 1907.

Krauß, R. Anekdoten. Berliner Tageblatt, 321.
Beziehungen zu Shakespeare. Hamburger Correspondenz-Zeitung für Literatur, 13/14.
Unterhaltungsblatt zur täglichen Rundschau, 149/50, 1907.
Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage 26—27, 1907.

Landau, P. Vischer und Goethes Faust. Breslauer Zeitung, 451, 1907.
Stuttgarter Morgenpost, Nr. 148.
Hannoveranischer Kourier, 26,897, 1907.
Landsberg, H. Nationalzeitung 301, 1907.
Oswald, J. Vischer in seiner Züricher Zeit. Neue Zürcher Zeitung 178/79, 1907.
Reich, E. Neue Freie Presse Wien 15,391, Fremdenblatt 175, 1907.
Reich, Fr. Kulturphilosophie Vischers. Dissertation. Leipzig 1907.
Riffert, Jul. Leipziger Zeitung, Wissenschaftliche Beilage 26, 1907.
Stein, Mart. Neue Hamburger Zeitung 299, 1907.
Trautmann, E. Frankfurter Zeitung 178, 1907.
Witte, E. Rheinisch-Westphälische Zeitung 633.
Beilage der Deutschen Tageszeitung 25, 1907.
Wolf, G. J. Propyläen, Nr. 39, München 1907.
Zieler, G. Neues Wiener Journal 4915, 1907.
Arbeiterzeitung 176.



Register.